

JUSTUS-LIEBIG-UNIVERSITÄT GIESSEN

Fachbereich 09 Agrarwissenschaften, Ökotropologie und Umweltmanagement

Institut für Verbraucherforschung, Kommunikation und Ernährungssoziologie

Professur für Ernährungssoziologie

THESIS

zur Erlangung des Grades Master of Science (M.Sc.)

im Studiengang Nachhaltige Ernährungswirtschaft

zum Thema

**Nachhaltige Ernährung in gemeinschaftlichen
Gartenprojekten im urbanen Raum**

Eingereicht von: Jessica Sabrina Bock

1. Prüfer: Prof. Dr. Stefan Wahlen

2. Prüferin: M.A. Anna-Katharina Gehron

Gießen, 29.03.2026

Abstract

Urbane Gemeinschaftsgartenprojekte gewinnen als Orte alternativer Ernährungspraktiken und des gemeinschaftlichen Lebens zunehmend an Bedeutung. Die vorliegende Arbeit untersucht, wie solche Projekte die Alltagspraktiken und sozialen Beziehungen ihrer Teilnehmenden im Hinblick auf Ernährung und Nachhaltigkeit verändern. Auf der Grundlage qualitativer Interviews mit zehn Personen aus drei Projekten im Raum Gießen-Marburg wurden Motive und Teilnahmeformen, Ernährungs- und Konsumpraktiken, Projektpraxis und Rollenverständnis, soziale Beziehungen in der Gemeinschaft sowie Nachhaltigkeitsverständnis und -praxis untersucht und mittels qualitativer Inhaltsanalyse ausgewertet. Die Ergebnisse zeigen, dass urbane Gartenprojekte bestehende Werte und Praktiken ihrer Teilnehmenden vertiefen und konkretisieren, anstatt grundlegend neue zu erzeugen. Ernährungspraktiken werden nachhaltiger und bewusster, der Gemüseanteil in der Ernährung steigt und eine überwiegend pflanzliche Ernährungsweise wird gestärkt, neue Praktiken der Haltbarmachung und Resteverwertung entstehen als pragmatische Antwort auf Erntemengen und -zusammenstellungen und Nachhaltigkeit wandelt sich vom abstrakten Begriff zur gelebten Alltagspraxis. Besonders deutlich wird in den Projekten die zentrale Bedeutung der sozialen Dimension. Soziale Bindungen entstehen im gemeinsamen Tun, der Garten wird als Ort des Grundvertrauens und der Zugehörigkeit erlebt, und die Gemeinschaft erweist sich als wesentlicher Faktor für die Kontinuität der Teilnahme und die Tiefe der Veränderungsprozesse. Die Arbeit knüpft an die Forschung zu Community Food Initiatives an und unterstreicht, dass die soziale Dimension urbaner Gartenprojekte keine Begleiterscheinung ist, sondern ein zentrales Element, das Veränderungsprozesse erst ermöglicht.

Urban community garden projects are becoming increasingly important as places for alternative food practices and community life. This thesis examines how such projects change the everyday practices and social relationships of their participants with regard to nutrition and sustainability. Based on qualitative interviews with ten people from three projects in the Giessen-Marburg area, motives and forms of participation, nutrition and consumption practices, project practice as well as understanding of roles, social relationships within the community, and understanding and practice of sustainability were examined and evaluated using qualitative content analysis. The results show that urban gardening projects deepen and concretize existing values and practices among their participants rather than creating fundamentally new ones. Nutritional practices become more sustainable and conscious, the proportion of vegetables in the diet increases and a predominantly plant-based diet is reinforced, new practices of preservation and leftover

utilization emerge as a pragmatic response to harvest quantities and compositions, and sustainability transforms from an abstract concept into everyday practice. The central importance of the social dimension is particularly evident in the projects. Social bonds are formed through joint activities, the garden is experienced as a place of basic trust and belonging, and the community proves to be an essential factor for the continuity of participation and the depth of the change processes. The thesis ties in with research on community food initiatives and emphasizes that the social dimension of urban gardening projects is not a side effect, but a central element that makes processes of change possible in the first place.

Abkürzungsverzeichnis

Community Food Initiative	CFI
Alternative Food Network	AFN
Short Food Supply Chain	SFSC
Solidarische Landwirtschaft	Solawi
Community Supported Agriculture	CSA
Collaborative Community Supported Agriculture	cCSA
Food Cooperative	Food Coop
Initiative für nachhaltigen Gartenbau und Ernährungssouveränität	INGE e.V.

Inhalt

Abstract	I
Abkürzungsverzeichnis	III
1. Einleitung	1
2. Gemeinschaftsdimensionen in alternativen Ernährungssystemen	3
2.1 Zugehörigkeit und Teilhabe	10
2.2 Care-Arbeit und Fürsorge	17
2.3 Kollektives Lernen und Empowerment	21
2.4 Gerechtigkeit und Inklusion.....	23
3. Methoden der Datenerhebung und -auswertung	31
3.1 Forschungsdesign	31
3.2 Auswahl der Interviewpartner*innen.....	33
3.3 Durchführung der leitfadengestützten Interviews	35
3.4 Transkription.....	37
3.5 Auswertung.....	38
3.6 Reflexion der eigenen Rolle und des Forschungsprozesses	40
4. Ergebnisse der qualitativen Untersuchungen	43
4.1 Rahmen der Teilnahme	43
4.2 Ernährungs- und Konsumpraktiken im Zeitverlauf.....	47
4.3 Projektpraxis und eigene Positionierung	51
4.4 Gemeinschaft und soziale Beziehungen	59
4.5 Nachhaltigkeit als Deutung und Praxis	65
5. Diskussion	70
5.1 Thematische Schwerpunkte im Material	70
5.2 Interpretation der Ergebnisse.....	71
5.3 Schlussfolgerungen im Kontext von Community Food Initiatives	74
5.4 Limitationen und Ausblick	76
6. Fazit.....	77
7. Literaturverzeichnis.....	79
Anhangsverzeichnis	IV

1. Einleitung

„Wer sich nicht bewegt, spürt seine Fesseln nicht.“

- Rosa Luxemburg

In Zeiten einer sozial-ökologischen Polykrise werden die Fesseln bestehender Ernährungs- und Wirtschaftssysteme zunehmend spürbar und zunehmend in Frage gestellt. Was der Wirtschaftshistoriker Adam Tooze (2022) weiter als eskalierendes Geflecht ökologischer und sozialer Herausforderungen beschreibt, treibt Politik, Wissenschaft und Zivilgesellschaft gleichermaßen an, nach Alternativen zu suchen.

Vor dem Hintergrund, dass mittlerweile der Großteil der Weltbevölkerung in Städten lebt und diese zu zentralen Orten des Ressourcenverbrauchs geworden sind, gewinnt dabei insbesondere die Rolle urbaner Räume innerhalb von Ernährungssystemen zunehmend an Bedeutung. Städte gelten dabei nicht nur als Orte des Konsums, sondern entwickeln sich dabei zu wichtigen Handlungsfeldern für Bildung über Agrar- und Ernährungssysteme sowie für deren notwendige Transformation. Gleichzeitig werden sie zu Orten politischer Auseinandersetzung, des Protests und der Entwicklung sowie Umsetzung alternativer Ansätze. Parallel dazu lässt sich in vielen Städten ein wachsendes Interesse an regionalen, saisonalen und unter fairen Bedingungen produzierten Lebensmitteln beobachten. In diesem Kontext entstehen seit einigen Jahren verstärkt urbane Ernährungsinitiativen, die die Lebensmittelproduktion und -versorgung wieder stärker in den städtischen Raum integrieren und mit gemeinschaftlichen Organisationsformen verbinden. Dabei eröffnen sie Verbraucher*innen als Initiator*innen und treibende Kräfte dieser Initiativen neue Möglichkeiten aktiver Mitgestaltung, die über die reine Lebensmittelversorgung hinausgehen (Kropp, 2018; Renting et al., 2012). Diese städtische Nachfrage nach Lebensmitteln spielt dabei eine ambivalente Rolle: Einerseits verstärkt sie bestehende Herausforderungen, andererseits eröffnet sie neue Handlungsspielräume für nachhaltige Veränderungen (Rosol, 2023). In diesem Zusammenhang ist es hilfreich, ebenfalls die Entwicklungen im Bereich des sozialen Aktivismus in den Blick zu nehmen. Trotz politischer und gesellschaftlicher Herausforderungen hat er in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder neue Dynamiken entfaltet und sich in vielfältigen Ausdrucksformen gezeigt, von zivilgesellschaftlichen Demokratiebewegungen über Umwelt- und Handelsgerechtigkeit bis hin zu transnationalen Bewegungen wie La Via Campesina (Goodman et al., 2012).

In diese Entwicklung verschiedener Formen des sozialen Widerstands reiht sich auch die wachsende alternative Lebensmittelbewegung ein, die die Legitimität und Vorherrschaft des aktuellen, konzerngeprägten Ernährungssystems, das weltweit bereits weitreichenden und verheerenden Schaden bei unzähligen Menschen, Kulturen und der Umwelt angerichtet hat, in Frage stellt (Holt Giménez & Shattuck, 2011). Eine spezifische Form innerhalb dieses Spektrums an Bewegungen stellen urbane Gartenprojekte dar, in denen erhebliche Potenziale für ernährungsbezogene Nachhaltigkeitsziele liegen. Vor allem die positiven Auswirkungen auf die ökologische und die soziale Dimension sind hierbei nicht zu unterschätzen (Azunre et al., 2019). Sie bieten nicht nur lokale Lebensmittelversorgung, sondern auch Räume für die Herausbildung und den Austausch von sozialen Werten, Wissen und verschiedenen Lebensentwürfen (Winkler et al., 2019). Zudem spielen sie eine wichtige Rolle im Diskurs über die nachhaltige Entwicklung von Städten (Azunre et al., 2019) oder verknüpfen in manchen Fällen als explizite politische Bewegung ihre Aktivitäten mit aktuellen Debatten über Degrowth und die Wiederaneignung von Gemeingütern (Renting et al., 2012).

Eine besondere Ausprägung urbaner Gartenprojekte stellen dabei Gemeinschaftsgärten dar, die sich durch die gemeinschaftliche Nutzung und Pflege gärtnerisch gestalteter Flächen sowie durch eine gewisse Offenheit gegenüber der Öffentlichkeit auszeichnen (Rosol, 2006). Dabei ist zumindest ein zeitweiliger öffentlicher Zugang vorgesehen. Im Unterschied zu Projekten, bei denen die Beteiligung der Anwohnenden primär auf die Planungs- oder Gestaltungsphase beschränkt bleibt, liegt der Fokus bei Gemeinschaftsgärten auf einer langfristigen, eigenverantwortlichen Bewirtschaftung durch die Nutzer*innen selbst. Sie unterscheiden sich damit sowohl von temporären Beteiligungsprozessen bei der Entwicklung von Grünflächen als auch von privat genutzten Miet- oder Kleingärten, die an individuelles Nutzungsrecht gebunden sind (Rosol, 2006). Hierbei fällt die soziale Nachhaltigkeitsdimension verstärkt ins Gewicht und ist häufig eine treibende Kraft für die Teilnahme, da durch die Gärten neue Netzwerke und Räume der sozialen Unterstützung entstehen, insbesondere in generationenübergreifenden oder interkulturellen Gärten (Wakefield et al., 2007; Renting et al., 2012). Die körperliche Arbeit wird zudem in Kombination mit der Möglichkeit eines veränderten Ernährungsverhaltens als stressmindernd und die psychische und physische Gesundheit fördernd angesehen (Wakefield et al., 2007). Zugleich sind Gemeinschaftsgärten ein Ausdruck bürgerschaftlichen Engagements. In Anlehnung an die Definition der Enquete-Kommission (2002) umfasst dieses freiwillige, gemeinwohlorientierte Aktivitäten, die nicht auf materiellen Gewinn ausgerichtet sind, im öffentlichen Raum stattfinden und in der Regel gemeinschaftlich ausgeführt werden. Diese Merkmale

treffen auf Gemeinschaftsgärten zu, die durch das freiwillige Engagement ihrer Nutzer*innen in Planung, Pflege und Organisation charakterisiert sind und sich dadurch deutlich von anderen Formen urbaner Freiräume unterscheiden, die nicht auf kollektiver Verantwortung beruhen (Rosol, 2006). Genau diese kollektive Dimension und mit ihr die Frage, wie Menschen durch gemeinsames Gärtnern ihren Alltag, ihre Ernährungspraktiken und ihre sozialen Beziehungen verändern, stehen im Mittelpunkt dieser Arbeit. Ziel ist es, zu untersuchen, inwiefern sich urbane Gartenprojekte auf die Teilnehmenden auswirken und welche Rolle solche Projekte bei der Förderung einer nachhaltigen Ernährung spielen können. Daraus ergibt sich die folgende übergeordnete Forschungsfrage:

Wie verändern urbane Gartenprojekte die Alltagspraktiken und sozialen Beziehungen von Teilnehmenden im Hinblick auf Ernährung und Nachhaltigkeit?

Die Arbeit stellt somit eine Schnittstelle zwischen Ernährungssoziologie, Nachhaltigkeitsforschung und Stadtentwicklung dar und soll einen Beitrag dazu leisten, nachhaltige Ernährung als soziales und kulturelles Alltagsphänomen zu verstehen. Hierfür werden folgende Unterfragen gestellt:

1. Welche Motive, persönlichen Bezüge und Teilnahmeformen prägen den Einstieg und die fortlaufende Beteiligung an urbanen Gartenprojekten?
2. Welche veränderten Ernährungs- und Konsumpraktiken entwickeln Teilnehmende im Verlauf ihrer Beteiligung an urbanen Gartenprojekten?
3. Wie erleben und gestalten Teilnehmende ihre Rolle innerhalb der Projektpraxis urbaner Gartenprojekte, und wie verändert sich diese über die Zeit?
4. Wie wirken sich urbane Gartenprojekte auf soziale Beziehungen, Formen von Gemeinschaft sowie Austausch-, Care- und Konfliktdynamiken innerhalb der Projekte aus?
5. Wie wird Nachhaltigkeit von den Teilnehmenden verstanden, erlernt und im Projektalltag praktisch umgesetzt?

2. Gemeinschaftsdimensionen in alternativen Ernährungssystemen

Zunächst werden urbane Gartenprojekte als Teil alternativer Ernährungssysteme eingeordnet, wobei der Schwerpunkt auf der theoretischen Herausarbeitung zentraler Gemeinschaftsdimensionen liegt. Ausgangspunkt hierfür bildet eine Einführung in das grundlegende Konzept der Alternative Food Networks, die als theoretischer Hintergrund dient, um Urban Gardening als

Teil gemeinschaftsorientierter Transformationsprozesse im Ernährungssystem zu verstehen. Aufbauend darauf werden zentrale Dimensionen von Gemeinschaft in Community Food Initiatives herausgearbeitet, die für die Analyse solcher Initiativen von Bedeutung sind: Zugehörigkeit und Teilhabe, Care-Arbeit und Fürsorge, kollektives Lernen und Empowerment sowie Gerechtigkeit und Inklusion. Diese Dimensionen bilden den analytischen Rahmen, um die sozialen Dynamiken und Praktiken in gemeinschaftlich organisierten Ernährungsinitiativen vergleichend zu beleuchten. Als Beispiele werden hier die Konzepte Community Supported Agriculture sowie Food Cooperatives herangezogen. Die Auswahl dieser beiden Vergleichsbeispiele erfolgt dabei bewusst. Beide Formate sind in der Forschung zu Community Food Initiatives (im Folgenden CFIs abgekürzt) gut dokumentiert und weisen strukturelle Ähnlichkeiten zu urbanen Gartenprojekten auf: Sie sind gemeinschaftlich organisiert, streben nachhaltige Ernährungsweisen an und verstehen sich als Teil eines alternativen Ernährungssystems. Gleichzeitig unterscheiden sie sich in ihrer Organisationsform und ihren Schwerpunkten voneinander, was einen vergleichenden Blick auf die vier Gemeinschaftsdimensionen ermöglicht und deren unterschiedliche Ausprägungen sichtbar macht.

Eine zentrale konzeptionelle Rahmung für diese Initiativen stellt zunächst der Ansatz der Alternative Food Networks (im Folgenden AFNs abgekürzt) dar, der sie als bewussten Gegenentwurf zum konventionellen globalen Ernährungssystem versteht. Sie heben sich ausdrücklich davon ab, indem sie beanspruchen, in zentralen Bereichen wie Qualität, Nachhaltigkeit in Bezug auf Produktion und Verbrauch, Gerechtigkeit, Transparenz sowie demokratischer Mitbestimmung bessere Lösungen zu bieten. AFNs reagieren damit auf die vielfältigen sozialen, ökologischen und ökonomischen Probleme, die mit der industrialisierten Lebensmittelproduktion und -verteilung verbunden sind (Goodman et al., 2012; Jarosz, 2008) und bieten direkte Möglichkeiten zur Förderung verschiedener Nachhaltigkeitsdimensionen. Ihre spezifischen Merkmale stehen potenziell in direktem Zusammenhang mit ökologischen, sozialen und ökonomischen Aspekten der Nachhaltigkeit, während ihre Wirkung zugleich indirekt über Lernprozesse, verstärkte Beteiligung sowie eine größere gesellschaftliche Sichtbarkeit von Nachhaltigkeitsthemen entfaltet wird (Forssell & Lankoski, 2015).

AFNs unterscheiden sich vom aktuellen globalen Ernährungssystem insbesondere durch ihre Bemühungen, direktere Beziehungen zwischen Produzent*innen und Konsument*innen zu fördern. Praktisch umgesetzt werden diese beispielsweise durch verkürzte Lieferketten, räumliche Nähe oder regionale Vermarktungsmodelle wie Genossenschaften, Bauernmärkte oder Abonnementkisten solidarischer Landwirtschaften (Goodman et al., 2012; Jarosz, 2008). Auch

Tregear (2011) nennt lokale Produktion, direkte Beziehungen zwischen Erzeuger*innen und Konsument*innen sowie eine stärkere Betonung sozialer und ökologischer Werte als grundlegende Strukturmerkmale von AFNs. Den Verbraucher*innen entsteht zudem die Möglichkeit, ihre Beziehungen zu den verschiedenen Ebenen des Ernährungssystems aktiv zu verändern. Lebensmittel werden dabei nicht länger nur als ökonomische Güter verstanden, sondern auch in ihren sozialen, kulturellen und ökologischen Dimensionen neu bewertet (Renting et al., 2012). Insgesamt können die Verbraucher*innen in AFNs eine aktivere Rolle als im konventionellen Ernährungssystem einnehmen. Ihre Kaufentscheidungen orientieren sich dabei nicht nur an funktionalen Kriterien wie Preis oder Verfügbarkeit, sondern auch an politischen und moralischen Werten, was AFNs zu einem Instrument für nachhaltigen Konsum, faire Produktionsbedingungen und die Unterstützung kleinbäuerlicher Landwirtschaft macht. Somit werden auf der sozialen und kulturellen Ebene regionale Identitäten gefestigt, ein größeres Bewusstsein für lokale Zusammenhänge geschaffen und zum Teil auch soziale Bindungen vertieft (Tregear, 2011).

Mit diesen Merkmalen ist eine Reihe potenzieller Vorteile sowohl auf ökonomischer, sozialer als auch ökologischer Ebene verbunden. AFNs können kleinstrukturierte Betriebe stärken, regionale Wertschöpfungsketten fördern und Räume für Austausch, Kooperation und gemeinsame Verantwortung bieten. Auf der ökologischen Ebene tragen kürzere Transportwege sowie stärker auf Nachhaltigkeit ausgerichtete Anbaumethoden zur Verringerung von Umweltbelastungen bei (Tregear, 2011).

Die Forschungsergebnisse von Renting et al. (2003) und Rosol (2023) verdeutlichen weiterführend, dass kurze Lebensmittelversorgungsketten (Short Food Supply Chains, im Folgenden SFSCs abgekürzt) eine zentrale Rolle für eine umweltverträglichere und sozial nachhaltigere Entwicklung ländlicher Räume in Europa spielen können. Im Gegensatz zu konventionellen Lieferketten zeichnen sie sich durch weniger Zwischenakteur*innen und kürzere geographische Distanzen zwischen Anbau und Verbrauch aus, was direktere Beziehungen zwischen Produzent*innen und Konsument*innen ermöglicht, ein Gefühl regionaler Verbundenheit erzeugt und dazu beiträgt, dass ein größerer Anteil der Wertschöpfung bei den landwirtschaftlichen Betrieben behalten wird (Renting et al., 2003). Zudem fördern SFSCs die Entwicklung gemeinsamer Initiativen und Formen der gegenseitigen Unterstützung, was die soziale Stabilität und das Zusammengehörigkeitsgefühl in ländlichen Gemeinschaften verstärken kann. Obwohl SFSCs zunehmend an Bedeutung gewinnen, befinden sie sich in ihrer Entwicklung noch in einer vergleichsweise frühen Phase. Ihre langfristige Wirksamkeit sowie ihr Potenzial, ökonomische,

soziale und ökologische Nachhaltigkeit zu gewährleisten, bedürfen daher vertiefter und kontinuierlicher Forschung. Besonders wichtig sind in diesem Zusammenhang sowohl die institutionelle Unterstützung als auch der Aufbau stabiler und zugleich anpassungsfähiger Netzwerke zwischen den verschiedenen Akteur*innen entlang der Wertschöpfungsketten (Renting et al., 2003). Erste empirische Befunde aus beispielsweise Frankreich, Italien und Deutschland verdeutlichen bereits positive Synergieeffekte zwischen regionaler Produktion und ländlicher Entwicklung, die zur Herausbildung neuer räumlicher Bezüge und zur Stärkung der Wettbewerbsfähigkeit beitragen können. Damit eröffnen SFSCs Chancen, innovative Formen regionaler Wertschöpfung zu etablieren und gleichzeitig nachhaltige Transformationsprozesse in der Landwirtschaft zu fördern (Renting et al., 2003).

Gleichzeitig stehen SFSCs vor einer Reihe struktureller Herausforderungen. Dazu zählen insbesondere der zunehmende Wettbewerbsdruck durch qualitativ minderwertige oder kostengünstigere Produkte sowie die Schwierigkeit, dauerhaft wirtschaftlich tragfähige Strukturen für diese neuen Netzwerkmodelle zu etablieren. Zudem bleibt ihre langfristige Stabilität in hohem Maße von politischer und institutioneller Unterstützung abhängig. Insgesamt besitzen SFSCs das Potenzial, die landwirtschaftliche Produktion stärker an lokale Bedürfnisse und ökologisch nachhaltige Praktiken auszurichten; ihre langfristige Etablierung erfordert jedoch die Überwindung dieser ökonomischen und institutionellen Hürden (Renting et al., 2003).

SFSCs sind dabei als ein Baustein innerhalb des breiteren Konzepts alternativer Ernährungszusammenhänge zu verstehen, das jedoch in seiner Definition und Abgrenzung nicht unumstritten ist. Zu beachten ist, dass AFNs nicht nur durch ihre Abgrenzung vom konventionellen Ernährungssystem definiert werden sollten, da eine solche Gegenüberstellung die Gefahr birgt, die innere Vielfalt dieser Initiativen zu übersehen, ein starres Bild von Alternativität zu erzeugen und eine künstliche Trennung zu konstruieren, die der komplexen Realität nicht gerecht wird (Tregear, 2011). In der Praxis weisen Akteur*innen und Praktiken nämlich häufig Überschneidungen zwischen konventionellen und alternativen Formen auf, was eine klare Einteilung in zwei getrennte Kategorien erschwert. Hinzu kommt, dass der Begriff Alternative Food Network oft unscharf und ohne eigenen normativen Inhalt, sondern als Sammelbegriff für sich in irgendeiner Weise vom konventionellen Ernährungssystem unterscheidende Systeme verwendet wird (Tregear, 2011; Renting et al., 2012). Statt ihn rein positiv zu bestimmen, wird er häufig darüber definiert, was er nicht ist, beispielsweise nicht-konventionell. In anderen Fällen wird sich auf eine zugrundeliegende Charakteristik bezogen, beispielsweise die kurzen Lieferketten von Bauernmärkten, die Finanzierungsmechanismen von solidarischen Landwirtschaften oder regionale

und kulturell relevante Produkteigenschaften, die dann das System als alternativ kennzeichnen (Tregear, 2011). Insgesamt stellen AFNs keine feststehende Struktur dar, die sich einfach beschreiben lässt, sondern entstehen vielmehr im Zusammenspiel politischer, kultureller und historischer Prozesse. Sie sind somit als dynamische soziale Praxis zu verstehen, die sich kontinuierlich weiterentwickelt und je nach Kontext unterschiedliche Ausdrucksformen annimmt.

Ein umfassendes Verständnis der Vielfalt und Vielschichtigkeit von AFNs erfordert zudem die Berücksichtigung sowohl ländlicher als auch städtischer Kontexte beziehungsweise die Prozesse der Urbanisierung und ländlichen Umstrukturierung, da diese erheblichen Einfluss auf die Entstehung und Entwicklung von AFNs nehmen (Jarosz, 2008). Mit der zunehmenden Urbanisierung steigt insbesondere die Nachfrage nach regional, saisonal und ökologisch erzeugten Lebensmitteln. Vor allem wohlhabendere und gut ausgebildete Stadtbewohner*innen schätzen die Nähe zu Produzent*innen und unterstützen alternative Vertriebsformen wie Bauernmärkte oder solidarische Landwirtschaften. Gleichzeitig verändern sich auch die ländlichen Räume: Viele Landwirt*innen ziehen sich aufgrund der Konkurrenz durch günstigere industrielle Produktionsweisen aus der großflächigen Agrarproduktion zurück. Dadurch entstehen Nischen für kleinere, nachhaltig wirtschaftende Betriebe, die ihre Produkte gezielt über lokale Märkte vertreiben und damit den Strukturen von AFNs entsprechen (Jarosz, 2008).

Diese Entwicklungen eröffnen Chancen, gehen jedoch auch mit erheblichen Herausforderungen einher. So schaffen die Urbanisierung und Umstrukturierung der Landwirtschaft zwar eine stabile Nachfragebasis, führen aber gleichzeitig zu einem Anstieg der Arbeitszeit und dem Risikopotenzial für Burnout. Kleinere Betriebe geraten dadurch leicht in wirtschaftliche Unsicherheit, da die Einnahmen gleichzeitig nicht unbedingt oder nicht durchgängig steigen. Darüber hinaus sind Urbanisierung und ländliche Umstrukturierung stets in politische und kulturelle Rahmenbedingungen eingebettet und Maßnahmen wie Landnutzungsregelungen, Pachtverträge oder Förderprogramme können deshalb die Entwicklung von AFNs sowohl unterstützen als auch behindern. Zudem profitieren nicht alle Landwirt*innen gleichermaßen von den urbanen Trends. Während einige ihre Existenz durch AFNs sichern können, stehen andere vor großen finanziellen Herausforderungen. Darüber hinaus wird die Nachfrage häufig von wohlhabenderen Mittelschichten getragen, was Fragen nach der sozialen Inklusivität solcher Netzwerke aufwirft (Jarosz, 2008). Insgesamt zeigt Jarosz (2008) auf, dass die wachsende urbane Nachfrage zwar als Grundlage alternativer Lebensmittelnetzwerke fungiert, gleichzeitig aber tiefgreifende Veränderungen in der landwirtschaftlichen Basis hervorruft.

In der wissenschaftlichen Auseinandersetzung werden AFNs aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet. Einerseits werden sie im Kontext ländlicher und regionaler Entwicklung sowie wirtschaftlichem Wandel diskutiert, andererseits als Ausdruck einer ökologischen und sozialen Vision, die Umweltbewusstsein mit gesellschaftlichem Fortschritt verbindet (Jarosz, 2008). Diese unterschiedlichen Perspektiven spiegeln sich auch in der Praxis wider. Während einige Initiativen primär ökologische Ziele verfolgen und Fragen sozialer Gerechtigkeit oder Teilhabe häufig nur am Rande berücksichtigen, setzen andere ihren Schwerpunkt auf den Zugang zu Lebensmitteln und die Versorgungssicherheit marginalisierter Bevölkerungsgruppen, ohne dabei immer auf ökologische Nachhaltigkeit zu achten.

Insgesamt lässt sich feststellen, dass auf Nachhaltigkeit ausgerichtete Initiativen tendenziell eine umfassende Transformation der Lebensmittelproduktion und -verteilung anstreben, während ernährungssicherheitsorientierte Gemeinschaftsinitiativen vorrangig auf eine kurzfristige und gerechte Versorgung mit Lebensmitteln für benachteiligte Gruppen abzielen (Rosol, 2023). AFNs sind damit kein einheitliches Phänomen, sondern decken ein breites Spektrum ab, das von Initiativen mit klar definierten sozialen und ökologischen Zielen bis hin zu weniger explizit ausgerichteten Formen reicht.

Neben den vielfach hervorgehobenen Potenzialen weist Tregear (2011) auch auf eine Reihe von Schwachstellen und inneren Widersprüchen von AFNs hin. Ein zentrales Problem besteht in konzeptuellen Unklarheiten: Begriffe wie alternativ, lokal oder nachhaltig werden häufig unscharf oder unreflektiert verwendet, was nicht nur zu Missverständnissen führt, sondern auch die theoretische Weiterentwicklung und Vergleichbarkeit von Studien erschwert. Tregear (2011) plädiert daher dafür, solche Konzepte nicht als eindeutig und unveränderlich zu betrachten, sondern als theoretische Annahmen, die kontinuierlich hinterfragt und weiterentwickelt werden sollten. Eng damit verbunden kritisiert sie eine Tendenz zur Übereinfachung in der Forschung. Viele Studien fokussieren sich stark auf die positiven Effekte alternativer Ernährungszetze, ohne deren ambivalente Seiten oder mögliche negative Implikationen systematisch zu beleuchten. So bleibt etwa oft unklar, inwiefern AFNs tatsächlich einen Beitrag zu sozialer Gerechtigkeit oder ökologischer Nachhaltigkeit leisten (Tregear, 2011).

Zudem stehen AFNs in der wissenschaftlichen Diskussion in der Kritik, sich zu stark auf marktwirtschaftliche Mechanismen zu stützen und vor allem gesundes, lokales und qualitativ hochwertiges Essen für eine gebildete und wohlhabende Konsument*innenschicht bereitzustellen. Weitere Kritikpunkte betreffen eine mangelnde Sensibilität gegenüber rassistischen Strukturen sowie eine häufig unbeachtete weiße Universalität in ihren Konzepten. Auch die

Arbeitsverhältnisse entlang der Wertschöpfungsketten werden in vielen Fällen kaum thematisiert. Darüber hinaus wird auf die Gefahr hingewiesen, der unreflektierten Annahme, dass lokale Lösungen per se nachhaltiger oder gerechter seien, zu erliegen (Rosol, 2023).

Besonders hervorzuheben ist schließlich die von Guthman et al. (2006) formulierte zentrale Frage, ob und inwiefern die im Rahmen von AFNs entwickelten Ansätze tatsächlich geeignet sind, Ernährungssicherheit zu fördern, insbesondere im Hinblick auf strukturell benachteiligte Gruppen. Obwohl alternative Ernährungsinitiativen wie Wochenmärkte und solidarische Landwirtschaften häufig als vielversprechende Ansätze zur Bekämpfung von Ernährungsunsicherheit diskutiert werden, zeigt sich in der Praxis ein differenzierteres Bild. Zwar bekunden viele Akteur*innen solcher Initiativen grundsätzliches Interesse an Fragen der Ernährungsgerechtigkeit, doch werden konkrete Maßnahmen durch praktische Einschränkungen und skeptische Haltungen gegenüber Ansätzen zur gerechteren Verteilung von Ressourcen begrenzt. Im Zweifelsfall wird die wirtschaftliche Existenzsicherung der Produzierenden gegenüber dem Ziel der Ernährungssicherheit priorisiert. Für einkommensschwache Bevölkerungsgruppen bieten diese Initiativen daher keine verlässliche Lösung und die Sicherstellung von Ernährungssicherheit bleibt letztlich auf öffentliche Unterstützungsprogramme angewiesen (Guthman et al., 2006).

Zudem kritisiert Tregear (2011), dass sich die meisten Studien aus der Forschung der 2010er Jahre auf bestimmte Akteur*innen wie Produzent*innen oder Händler*innen konzentrierten, während die Perspektive der Verbraucher*innen bisher vernachlässigt wurde, obwohl diese eine entscheidende Rolle spielt. Zwar werden Konsument*innen häufig als zentrale Akteur*innen verstanden, deren Beweggründe und Belastungen wie etwa ökonomische Hürden oder der zusätzliche Zeitaufwand werden jedoch selten empirisch untersucht, was die tatsächliche Reichweite und Inklusivität von AFNs möglicherweise überschätzt. Auch in methodischer Hinsicht zeigt sich eine Verengung auf Fallstudien, die oft eher demonstrativ wirken und bestehende Phänomene bestätigen, anstatt kritisch Theorien zu prüfen oder neue Erkenntnisse zu generieren. Tregear (2011) fordert daher eine stärkere methodische Vielfalt und Reflexivität in der Forschung sowie eine größere Transparenz bei der Begriffsbildung und den theoretischen Zugängen. Forschende sollten ihre Annahmen offenlegen und die Komplexität der Praktiken anerkennen, um fundiertere und nuanciertere Einsichten zu gewinnen, die die vielfältigen Realitäten der beteiligten Akteur*innen besser abbilden (Tregear, 2011).

Eine weitere Problematik von AFNs ist der von Tregear (2011) aufgezeigte Konflikt zwischen Ideal und Realität, der in vielen alternativen Ernährungsnetzwerken sichtbar wird. Während AFNs häufig als Motoren für nachhaltige, gerechte und transformative Veränderungen

dargestellt werden, zeigen sich in der Praxis nicht selten Spannungen, Zielkonflikte oder Abweichungen von den normativen Ansprüchen. So bleiben sowohl die tatsächliche soziale Inklusivität als auch die langfristige ökonomische Stabilität vieler Initiativen fraglich.

Der Ruf nach einem integrierten Ansatz zur Gestaltung von Ernährungssystemen, die nicht nur ökologisch tragfähig, sondern zugleich demokratisch, ökonomisch und sozial gerecht sind, wird bereits seit längerem sowohl von wissenschaftlicher Seite als auch von zivilgesellschaftlichen Bewegungen formuliert. Ein solcher ganzheitlicher Zugang ist insbesondere zentral für Konzepte der Ernährungssouveränität, die strukturelle Ursachen sozialer und ökologischer Ungleichheiten in den Blick nehmen. Dabei werden kapitalistische Aneignungslogiken, patriarchale Machtverhältnisse, koloniale Kontinuitäten und rassistische Strukturen als zentrale Treiber für bestehende Ungerechtigkeiten und Umweltzerstörung identifiziert (Rosol, 2023). Während der Diskurs um Alternative Food Networks somit grundlegende Systemkritik formuliert, stellt sich die Frage, wie alternative Ernährungsansätze diese Kritik nicht nur äußern, sondern auch auf lokaler Ebene praktisch umsetzen. An dieser Stelle gewinnt der Begriff der Community Food Initiatives, wie ihn Morrow et al. (2023) verwenden, analytische Relevanz, da er den gemeinschaftlichen Charakter lokaler Ernährungspraktiken in den Mittelpunkt rückt. Mit dieser Begriffswahl betonen die Autor*innen, dass es bei CFIs nicht allein um die Bereitstellung von Lebensmitteln oder um alternative Marktmechanismen geht, sondern insbesondere um die soziale Dimension von Ernährung, die auf Kooperation, geteilten Verantwortlichkeiten und gemeinschaftlichem Engagement basiert.

Auch die vorliegende Arbeit schließt sich dieser Begriffsverwendung an. So werden aufbauend auf dieser theoretischen Grundlage im Folgenden zentrale Dimensionen von Gemeinschaft, die für das Verständnis von Community Food Initiatives besonders relevant sind, herausgearbeitet und vertiefend thematisiert: Zugehörigkeit und Teilhabe, Care-Arbeit und Fürsorge, kollektives Lernen und Empowerment sowie Gerechtigkeit und Inklusion.

2.1 Zugehörigkeit und Teilhabe

Ein Aspekt der sozialen Dimension von CFIs wird konkret darin sichtbar, dass ihr grundlegender Aufbau aus den jeweiligen konkreten Bedürfnissen, Werten und Anliegen von Menschen hervorgeht, die sich in unterschiedlichen sozialen und räumlichen Kontexten zusammenschließen, um Ernährungssysteme aktiv mitzugestalten, zu hinterfragen oder zu transformieren. Dabei lassen sich CFIs nicht auf einen bestimmten Raum oder eine feste Organisationsform beschränken und finden sowohl in ländlichen als auch städtischen Räumen statt. Dort bewegen sie sich zwischen Produktion und Konsum, etablierten und alternativen Strukturen sowie

zwischen wohltätigem Engagement, solidarischer Hilfe und sozialunternehmerischen Ansätzen (Rosol, 2023). CFIs sind potenziell in allen Phasen des Ernährungssystems aktiv, vom Anbau und der Verteilung über die Zubereitung und das gemeinsame Essen bis hin zur Kompostierung. Damit wird zugleich deutlich, dass sich manche CFIs auch in die zuvor behandelte Kategorie der Alternative Food Networks einordnen lassen, ohne jedoch auf diese reduziert werden zu können (Morrow et al., 2023).

Diese Vielschichtigkeit zeigt sich nicht nur in den unterschiedlichen Praktiken vom Anbau über die Zubereitung bis hin zum gemeinsamen Essen, sondern auch in den thematischen Anliegen, die von Fragen der Gesundheit bis zu Aspekten der Nachhaltigkeit reichen. Die Initiativen richten sich zudem an eine vielfältige Zielgruppe. Sie beziehen sowohl jüngere als auch ältere Menschen ein, Personen mit unterschiedlichen sozioökonomischen Hintergründen, Migrant*innen ebenso wie langjährig Ansässige (Rosol, 2023). Über individuelle Verhaltensänderungen hinaus setzen städtische CFIs gezielt auf kollektive Strategien, um Nachhaltigkeitsprobleme im Ernährungssystem anzugehen. Organisiert sind sie zumeist zivilgesellschaftlich, oft jedoch in Kooperation mit kleinen Unternehmen, Landwirt*innen oder kommunalen Verwaltungen. Ihre Aktivitäten umfassen unter anderem Maßnahmen zur Vermeidung von Lebensmittelverschwendung, den Aufbau oder die Reaktivierung lokaler Versorgungsnetzwerke sowie Bildungsarbeit im Bereich Ernährung. Ziel dieser Initiativen ist es, einen bewussteren und nachhaltigeren Umgang mit Lebensmitteln zu fördern, die Beziehung zwischen Konsumierenden und Produzierenden neu zu gestalten und langfristig zu einem grundlegenden Wandel im Verhältnis zur Ernährung beizutragen (Rosol, 2023). Entscheidend ist jedoch, dass nicht jede Ernährungsinitiative automatisch als Community Food Initiative gilt: CFIs zeichnen sich durch kollektives Handeln aus, das auf ortsspezifische Bedürfnisse eingeht und die jeweils verfügbaren Ressourcen und Fähigkeiten innerhalb einer Gemeinschaft nutzt. Diese inklusive Perspektive auf CFIs trägt dazu bei, die erkenntnistheoretische Vielfalt in der kritischen Ernährungsforschung zu erweitern, indem sie die gemeinschaftlich getragenen Initiativen und Erfahrungen unterschiedlichster Kontexte anerkennt und sichtbar macht (Morrow et al., 2023).

Eine Art der Community Food Initiatives, die solidarische Landwirtschaft (im Folgenden Solawi abgekürzt) oder auch Community Supported Agriculture, kurz CSA, genannt, zeichnen sich durch ein besonderes Verhältnis zwischen Produzent*innen und Konsument*innen aus, das über rein wirtschaftliche Austauschbeziehungen hinausgeht. Die häufig als Anteilseigner*innen oder Shareholder bezeichneten Mitglieder beteiligen sich durch den Erwerb eines Ernteanteils an der landwirtschaftlichen Produktion und erhalten im Gegenzug regelmäßig Lebensmittel von

ihrem Betrieb. Diese können Obst und Gemüse, aber auch andere hofeigene Produkte umfassen (Adam, 2006; Brehm & Eisenhauer, 2008). In dieser Beziehung profitieren sowohl Produzent*innen als auch Konsument*innen voneinander, weswegen man sie auch als Win-Win-Arrangement verstehen kann. Während landwirtschaftliche Betriebe durch Planungssicherheit und stabilere Einkommensstrukturen entlastet werden, erhalten Verbraucher*innen einen verlässlichen Zugang zu frischen, qualitativ hochwertigen und gesundheitsfördernden Lebensmitteln (Bîrhală & Möllers, 2014).

Eine Unterform der CSAs sind die sogenannten cCSAs, die Collaborative Community Supported Agricultures, in denen zwei oder mehr Produzent*innen zusammenarbeiten, um eine gemeinsame Gruppe von Mitgliedern zu versorgen. Die Verantwortung für Produktion und Lieferung wird hierbei untereinander aufgeteilt, was es den Landwirt*innen wiederum ermöglicht, sich zu spezialisieren und zu diversifizieren (Flora & Bregendahl, 2012). Da der Erwerb des Ernteanteils zu Beginn der Saison stattfindet, werden die Produktionskosten der Landwirt*innen bereits im Voraus gedeckt und das Jahr über auftretende Risiken werden von ihnen und den Mitgliedern gemeinsam getragen. Darüber hinaus gibt es häufig Möglichkeiten für die Mitglieder und ihre Familien, sich durch freiwilliges oder verpflichtendes Engagement vertieft einzubringen: beim Pflanzen, Ernten und Liefern der Produkte, durch das Übernehmen von Aufgaben wie die Erstellung von Newslettern, das Treffen von Finanzentscheidungen oder die Organisation von Gemeinschaftsaktivitäten, oder auch durch das Erwerben von Miteigentumsrechten an den landwirtschaftlichen Flächen und Ressourcen (Cone & Myhre, 2000; Renting et al., 2012). Diese aktive Teilnahme an der Solawi ermöglicht es den Mitgliedern, sich als Teil des Produktionsprozesses zu verstehen und verändert auch deren Beziehung zu Lebensmitteln, da diese nicht mehr ausschließlich als Konsumgüter wahrgenommen werden, sondern als Ergebnis gemeinschaftlicher Arbeit. Wissen über Herkunft, Anbau und beteiligte Personen stärkt das Gefühl der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft und zur landwirtschaftlichen Praxis. Durch die direkte Einbindung der Mitglieder in landwirtschaftliche Prozesse wird zudem eine Verbindung zwischen globalen Ernährungssystemen und persönlichen Alltagserfahrungen hergestellt (Cone & Myhre, 2000).

Flora & Bregendahl (2012) beschreiben zudem die Möglichkeit eines hybriden Organisationsmodells, das unterschiedliche Ernährungsbedürfnisse berücksichtigt. In dem vorgestellten Fall wurden klassische CSA-Strukturen mit den Elementen eines Einkaufsverbands kombiniert, sodass neben den üblichen Ernteanteilen auch einzelne weitere Produkte wöchentlich online bestellt werden können. Diese Flexibilisierung ermöglicht es den Mitgliedern, die Art und Menge

ihrer bezogenen Lebensmittel stärker zu steuern. Das Modell spricht damit sowohl Personen an, die den offenen Charakter einer CSA schätzen, als auch Haushalte mit einem höheren Bedürfnis nach Planbarkeit, und wird von den Beteiligten als Ansatz verstanden, lokale Ernährungssysteme für breitere Bevölkerungsgruppen zugänglich zu machen.

Als Hauptmotivation für eine Mitgliedschaft benennen Cone & Myhre (2000) vor allem die Qualität der Lebensmittel und die ökologischen Aspekte. Der Beginn einer Mitgliedschaft und somit der Eintritt in die Solawi erfolgt häufig über bestehende soziale Kontakte, da persönliche Weiterempfehlungen eine zentrale Rolle bei der Mitgliedergewinnung spielen. Öffentlichkeitsarbeit wie Flyer oder Plakate ergänzen diese Form der Ansprache, erweisen sich jedoch als weniger wirkungsvoll (Adam, 2006; Brehm & Eisenhauer, 2008). Hinter dieser Präferenz für persönliche Verbindungen steckt letztendlich ein grundlegender Anspruch der Gemeinschaftlichkeit: Cone & Myhre (2000) beschreiben den Idealfall einer Solawi als den Aufbau einer Gemeinschaft, die gemeinsam isst, füreinander einsteht und den landwirtschaftlichen Betrieb als geteiltes, langfristiges Projekt versteht. Diese Gemeinschaft und das damit verbundene Zusammengehörigkeitsgefühl entstehen wesentlich durch die aktive Teilnahme der Produzent*innen und Mitglieder an den erforderlichen Produktionsprozessen und der damit verbundenen Möglichkeit, gemeinsame Werte und Überzeugungen praktisch umzusetzen. Für die Produzent*innen bietet die Beteiligung einen Rahmen, in dem sie ihre philosophischen und ökologischen Haltungen sowie ihr Verständnis von Verantwortung gegenüber Umwelt und Gesellschaft leben können. Dadurch entwickelt sich ein Gefühl gemeinsamer Identität sowohl unter den Produzent*innen als auch zwischen diesen und den Mitgliedern, insbesondere in Bezug auf lokale und ökologisch erzeugte Lebensmittel (Flora & Bregendahl, 2012).

Während einige Mitglieder in der gemeinschaftlichen Struktur und in sozialen Aktivitäten eben diese Identitätserfahrung finden, bleibt für viele jedoch der Bezug zur Gemeinschaft eher sekundär (Adam, 2006). Das Zugehörigkeitsgefühl innerhalb von Solawis ist höchst unterschiedlich ausgebildet, da viele Teilnehmende ihre Beziehungen zu anderen Mitgliedern eher als weniger bedeutend ansehen. Somit sind auch die tatsächlichen Interaktionen miteinander und das Gemeinschaftsgefühl untereinander eher gering ausgeprägt (Brehm & Eisenhauer, 2008), vielmehr besteht ein Verbindungsgefühl und Vertrauensverhältnis zur lokalen Landwirtschaft (Brown & Miller, 2008; Cone & Myhre, 2000). Weitere Studien belegen dies und zeigen, dass ein Großteil der neuen Mitglieder keine expliziten Erwartungen an Gemeinschaft oder Solidarität hat und die Beteiligung an einer Solawi vorrangig aus dem Wunsch nach einer verlässlichen, regionalen und nachhaltigen Lebensmittelversorgung resultiert (Adam, 2006). Gefördert

werden können die sozialen Aspekte durch Maßnahmen wie Gruppenaktivitäten, beispielsweise gemeinsame Abholtreffen für alle Mitglieder oder Gemeinschaftsveranstaltungen (Brown & Miller, 2008). Obwohl viele Initiativen daher aktiv versuchen, Gemeinschaftserlebnisse und soziale Interaktion zu fördern, stehen für zahlreiche Teilnehmende weiterhin vor allem praktische Aspekte wie die Qualität und Herkunft der Produkte im Vordergrund (Adam, 2006).

Im Diskurs über das Konzept von Solawis wird der Begriff der Gemeinschaft von vielen Mitgliedern weniger als eine auf wechselseitigen Verpflichtungen beruhende soziale Struktur und eher als Gemeinschaft gemeinsamer Interessen verstanden. Häufig scheint Gemeinschaft vielmehr einen Wunsch oder eine nostalgische Vorstellung sozialer Verbundenheit zu bezeichnen, die angesichts zeitlicher und organisatorischer Einschränkungen jedoch nur begrenzt realisierbar ist (Cone & Myhre, 2000). Partizipation in der Solawi wird in diesem Zusammenhang häufig nicht als zentrales Ziel, sondern vielmehr als Prozess und Nebenprodukt verstanden. Trotzdem ist sie essenziell für das Erreichen der Ziele der Solawi-Bewegung: Nachhaltigkeit, Gemeinschaftsaufbau und Widerstand gegen die industrielle Landwirtschaft.

Cone & Myhre (2000) argumentieren zudem, dass eine engagierte Beteiligung der Mitglieder mit einem vertieften Verständnis der Prinzipien und Auswirkungen von Solawis sowie mit einer stärkeren Bindung an die zugrunde liegenden Werte einhergeht. Aufgrund der Anforderungen und Ablenkungen des modernen Alltags beschränkt sich die Beteiligung bei etwa der Hälfte der Mitglieder daher auf den reinen Kauf und Konsum des Anteils, ohne dass darüber hinausgehendes Engagement erfolgt (Cone & Myhre, 2000). Auch Brehm & Eisenhauer (2008) sehen die Motivation der Mitgliedschaft in einer Solawi vor allem in der Qualität des Essens und der Unterstützung lokaler Landwirtschaft.

Eine Befragung von Bîrhală & Möllers (2014) kam zu dem Ergebnis, dass mehr als drei Viertel der Solawi-Teilnehmenden davon überzeugt sind, durch ihre Unterstützung lokaler Kleinbetriebe einen konkreten Beitrag zu leisten und damit tatsächlich einen Unterschied zu bewirken. Diese Form der individuellen Sinnzuschreibung verweist jedoch nicht zwangsläufig auf eine kollektiv getragene soziale Praxis. Vielmehr entsteht die soziale Dimension von CSAs häufig situativ und informell, anstatt institutionell verankert zu sein. Damit zeigt sich ein Spannungsfeld zwischen den ideellen Grundsätzen solidarischer Landwirtschaft wie etwa der gemeinsamen Verantwortung, der Mitgestaltung des Projekts und einer solidarischen Gemeinschaft und zwischen den individuellen Motivationen der Teilnehmenden, die stärker konsumorientiert geprägt sein können und sie die Solawi primär als ein Direktvermarktungsmodell betrachten lassen (Adam, 2006; Diekmann & Theuvsen, 2019).

Ein strukturell stärker auf kollektive Teilhabe ausgerichtetes Format alternativer Ernährungssysteme stellen Food Cooperatives (im Folgenden Food Coops abgekürzt) dar. Die International Cooperative Alliance (o.J.) definiert diese als freiwillige Zusammenschlüsse von Personen, die gemeinsam wirtschaftliche, soziale und kulturelle Bedürfnisse und Ziele durch ein gemeinschaftlich geführtes und demokratisch kontrolliertes Unternehmen verfolgen. Ihr Hauptzweck besteht darin, ihren Mitgliedern zu dienen und deren Bedürfnissen gerecht zu werden (Simmons & Birchall, 2008). Sie basieren auf dem Prinzip der Solidarität, fördern Selbsthilfe und Eigenverantwortung, stärken die Verbindung zwischen Produzierenden und Konsument*innen, betonen die Bedeutung lokaler Strukturen und unterstützen ökologisch nachhaltigere Ernährungssysteme (Cooperative Alliance, o.J.; Sumner et al., 2014). Darüber hinaus bieten Food Coops Menschen die Möglichkeit, in einem wirtschaftlichen Umfeld, das üblicherweise von großen und einflussreichen Unternehmensstrukturen geprägt ist, eine eigene Stimme zu haben und nicht übergangen zu werden. Je nach Eigentumsstruktur lassen sich genossenschaftlich organisierte Lebensmittelsysteme in verschiedene Formen unterteilen. Beim Konzept der Erzeuger*innengenossenschaften liegt die Kontrolle bei den Produzierenden selbst, etwa bei Landwirt*innen, die gemeinsam ihre Produkte vermarkten. Arbeiter*innengenossenschaften hingegen gehören ihren Beschäftigten und können in verschiedenen Bereichen der Lebensmittelbranche auftreten, von der Landwirtschaft über Bäckereien bis hin zu Lebensmittelläden. Verbraucher*innengenossenschaften ermöglichen ihren Mitgliedern einen gemeinschaftlich organisierten Zugang zu Lebensmitteln.

Schließlich existieren auch Mischformen, die mehrere dieser Gruppierungen in einer Organisation zusammenführen und damit unterschiedliche Interessen und Perspektiven verbinden (Sumner et al., 2014). Die verbraucher*innenorientierten Lebensmittelgenossenschaften kaufen Lebensmittel im Großhandel ein und geben sie an ihre Mitglieder weiter. Ihre Organisationsstruktur basiert auf demokratischer Kontrolle und aktiver Mitgliederbeteiligung, welche mit demokratischer Organisation und kollektiver Entscheidungsfindung verbunden ist (Phillips, 2012). Dadurch unterscheiden sie sich grundlegend von investor*innengeführten Unternehmen im konventionellen Ernährungssystem, das auf Wettbewerb und Ausschluss basiert, und stellen die gemeinschaftliche Zusammenarbeit zum gegenseitigen Nutzen in den Vordergrund.

Während einige größere multinationale Genossenschaften im Laufe der Zeit in das industrielle Ernährungssystem eingebettet wurden, bleiben andere bestehende und neu entstehende Food Coops wichtige Bausteine für lokale Ernährungsalternativen und die Entwicklung nachhaltiger und demokratischer Ernährungssysteme (Sumner et al., 2014). Grundlage für die Cooperatives

sind kollektive und solidarische Motivationen, die über eine individuelle Nutzenmaximierung und rein wirtschaftliche Interessen hinausgehen (Phillips, 2012; Sumner et al., 2014). Zugleich wirken Food Coops als soziale Unternehmen, die positive Veränderungen in ihren Gemeinschaften anstoßen. Indem sie die Mitglieder dabei unterstützen, gemeinsam ihren Zugang zu nahrhaften und erschwinglichen Lebensmitteln zu erweitern, tragen sie sowohl zur gemeinschaftlichen als auch zur wirtschaftlichen Entwicklung bei und gelten damit als unkonventioneller, aber tragfähiger Weg zur wirtschaftlichen Selbständigkeit lokaler Gemeinschaften (Phillips, 2012). Die Leitung der Food Coops erfolgt zumeist durch einen gewählten Vorstand, der zwar eine gewisse organisatorische Hierarchie widerspiegelt, diese jedoch durch eine demokratische Legitimation absichert. Um die Verbindung zwischen Vorstand und Mitgliedern aufrechtzuerhalten, werden regelmäßige Treffen abgehalten, die allen Beteiligten offenstehen. Ergänzend dazu finden regelmäßig verschiedenste Veranstaltungen statt, die bewusst niedrigschwellig und gesellig gestaltet sind, um möglichst viele Mitglieder zur Teilnahme und zum Austausch mit der Projektleitung zu motivieren (Phillips, 2012). Die Mitglieder werden hier nicht nur als Nutzer*innen von Produkten oder Dienstleistungen verstanden, sondern als Teilhabende mit Stimm- und Mitgestaltungsrechten, wobei trotzdem zwischen aktiv und inaktiv Beteiligten unterschieden werden kann.

Aktive Mitglieder werden häufig über das persönliche Umfeld rekrutiert, was darauf hindeutet, dass der Zugang zur Initiative sozial eingebettet ist und auf positiven Erfahrungen im persönlichen Umfeld basiert (Birchall & Simmons, 2004). Auch Hibbert et al. (2003) zeigen, dass die erste Kontaktaufnahme mit einer Food Cooperative häufig über persönliche Weiterempfehlung erfolgt. Neue Mitglieder werden also weniger durch formale Werbemaßnahmen als vielmehr durch bestehende soziale Verbindungen auf die Initiative aufmerksam. Hier zeigt sich also eine Parallele zu den Solawis, deren Mitgliedergewinnung ebenfalls stark auf persönlichen Empfehlungen und dem Engagement bereits Beteiligter basiert. Dies verweist darauf, dass informelle persönliche Kontakte eine zentrale Rolle für den Fortbestand und das Wachstum alternativer Ernährungsinitiativen spielen.

Ob und in welchem Ausmaß die neu gewonnen Mitglieder dann tatsächlich aktiv partizipieren, hängt nach Birchall & Simmons (2004) von einem Zusammenspiel mehrerer Faktoren ab, die sie im Modell der ‚Participation Chain‘ beschreiben. Auf der Nachfrageseite der Kette spielen sowohl individualistische als auch kollektivistische Anreize eine Rolle. Während persönliche Motive wie Lernen, Freude oder ein Gefühl der Leistung durchaus relevant sind, erweisen sich kollektive Anreize wie ein starkes Gemeinschaftsgefühl, geteilte Ziele und gemeinsame Werte

als dominantere Motivatoren. Ergänzt werden diese motivationalen Faktoren durch zwei weitere Dimensionen: verfügbare Ressourcen, also Fähigkeiten und Selbstvertrauen der Mitglieder, sowie Mobilisierungsfaktoren, die bestimmen, ob und wie Mitglieder zur Beteiligung angeregt werden. Das Modell der ‚Participation Chain‘ betont, dass alle drei Glieder gestärkt werden müssen, damit Partizipation zur gelebten Realität wird. Dies geschieht beispielsweise durch Trainings- und Förderangebote zur Stärkung individueller Kompetenzen oder durch die Schaffung relevanter und attraktiver Beteiligungsmöglichkeiten, die sowohl aufgaben- als auch gemeinschaftsorientierte Aktivitäten umfassen. Ziel ist es, Mitglieder darin zu unterstützen, ein stärkeres Gefühl geteilter Ziele zu entwickeln und dieses durch lokales Handeln konkret erfahrbar zu machen. Die Kettenmetapher verdeutlicht dabei zwei Aspekte: Zum einen muss jedes einzelne Glied der Kette so stark wie möglich sein, da Schwächen in einem Bereich die gesamte Partizipation gefährden können, zum anderen müssen alle Glieder koordiniert zusammenwirken (Birchall & Simmons, 2004). Dass diese koordinierte Stärkung der Partizipationskette in der Praxis umsetzbar ist, zeigen Beispiele aus der Forschung von Birchall & Simmons (2004), in der eine Food Coop gezielte Maßnahmen zur Stärkung einzelner Glieder entwickelt hat. Dazu zählen umfassende Schulungsprogramme für aktive Mitglieder, eine starke Betonung von fairem Handel in der Sortimentsgestaltung sowie eine gesteigerte Sichtbarkeit von Beteiligungsmöglichkeiten für Mitglieder.

Diese strukturellen Bemühungen um aktive Mitgliederbeteiligung gehen dabei Hand in Hand mit den inhaltlichen Zielen der Cooperatives. Neben der Förderung sozialer Beziehungen und Gemeinschaft sichern Food Coops den Zugang zu gesunden und bezahlbaren Lebensmitteln und stärken lokale Wirtschaftskreisläufe durch die Einbindung regionaler Anbieter und nachhaltig wirtschaftender Betriebe (Phillips, 2012). In diesem Zusammenhang zeigen sich zwei weiterführende Befunde: Die Art der Einbindung in die Gemeinschaft beeinflusst maßgeblich, welche Wirkungen eine Food Coop entfaltet, beispielsweise die Schaffung von Beschäftigungsmöglichkeiten, die Stärkung wirtschaftlicher Selbständigkeit und die Förderung positiver Entwicklungsprozesse auf Gemeindeebene. Darüber hinaus erweist sich institutionelle Unterstützung als zentraler Erfolgsfaktor, da sie dazu beiträgt, diese wirtschaftliche Selbständigkeit auf gemeinschaftlicher Ebene nachhaltig zu verankern (Phillips, 2012).

2.2 Care-Arbeit und Fürsorge

Cone & Myhre (2000) unterteilen die in Solawis geleistete Care-Arbeit in vier zentrale Kategorien auf: körperliche Arbeit, organisatorische Arbeit, finanzielle Fürsorge und ökologische

Fürsorge. Diese Differenzierung verdeutlicht, dass die Care-Arbeit in Solawis nicht auf physische Tätigkeiten beschränkt ist, sondern ein breites Spektrum an oft unbezahlten, jedoch für das Funktionieren der Betriebe essenziellen Praktiken umfasst.

Körperliche Care-Arbeit zeigt sich vor allem in der unentgeltlichen Mitarbeit von Mitgliedern bei landwirtschaftlichen Tätigkeiten wie Pflanzen, Jäten und Ernten. Diese Form der Mitarbeit trägt nicht nur zur Entlastung der Landwirt*innen bei, sondern ermöglicht den Mitgliedern zugleich eine aktive Teilhabe an der Lebensmittelproduktion.

Ergänzt wird diese durch organisatorische Care-Arbeit, etwa in Form von Kommunikationsaufgaben wie der Erstellung eines Newsletters oder logistischer Unterstützung bei der Verteilung der Ernteanteile, sowie durch die soziale Care-Arbeit (Cone & Myhre, 2000). Diese umfasst sowohl Beziehungsarbeit, beispielsweise die Vermittlung bei Konflikten in der Gemeinschaft, als auch die Organisation gemeinschaftlicher Aktivitäten zum Gemeinschaftsaufbau und die Mitgliedergewinnung. Diese Art der Care-Arbeit ist essenziell, da Solawis komplexe Beziehungsgeflechte und ein hohes Maß an Vertrauen zwischen Produzent*innen und Mitgliedern voraussetzen und zugleich hervorbringen. Durch diese Formen der Beziehungsarbeit tragen Solawis dazu bei, soziale Verbindungen auch über kulturelle oder ethnische Differenzen hinweg zu etablieren und zu stabilisieren, was ein essentieller Beitrag zum Aufbau von sozialem Kapital innerhalb der Gemeinschaft ist (Flora & Bregendahl, 2012).

Eine weitere zentrale Dimension stellt die finanzielle beziehungsweise ökonomische Fürsorge dar, die sich in der Vorauszahlung der Ernteanteile und damit in der kollektiven Übernahme ökonomischer Risiken äußert. Darüber hinaus bringen einige Mitglieder spezifisches Fachwissen ein, etwa in den Bereichen Buchhaltung oder Recht, oder unterstützen die Betriebe durch finanzielle Zuwendungen in Form von Spenden oder zinslosen Darlehen. Auf diese Weise wird finanzielle Stabilität als kollektive Verantwortung organisiert (Cone & Myhre, 2000; Flora & Bregendahl, 2012).

Ökologische Fürsorge bildet schließlich den Kern solidarischer Landwirtschaft. Sie umfasst das moralisch motivierte Engagement der Landwirt*innen für eine an ökologischen Prinzipien orientierte Bewirtschaftung von Land und einen nachhaltigen Umgang mit Ressourcen. Die Mitglieder beteiligen sich an dieser Form der Care-Arbeit, indem sie finanziell und ideell in landwirtschaftliche Flächen investieren, die langfristig geschützt und gepflegt, sorgfältig bewirtschaftet und nicht durch umweltschädliche Praktiken wie übermäßigen Chemikalieneinsatz belastet werden. Dabei wird diese Form der Beteiligung von den Mitgliedern häufig als sinnstiftend wahrgenommen, da sie eine konkrete Möglichkeit bietet, lokal wirksam zu werden.

Ökologische Verantwortung wird durch unter anderem eine Verbesserung der Boden- und Wasserqualität unternommen, anstatt Umweltengagement ausschließlich über anonyme Spenden an größere Organisationen umzusetzen (Cone & Myhre, 2000; Flora & Bregendahl, 2012).

Insbesondere an der körperlichen Arbeit, die für den laufenden Betrieb zentral ist, beteiligen sich viele Solawi-Mitglieder jedoch nur in begrenztem Umfang. Zeitliche Einschränkungen und eine selektive Bereitschaft zur Beteiligung an arbeitsintensiven Tätigkeiten führen dazu, dass die Hauptverantwortung für die landwirtschaftliche Produktion weiterhin überwiegend bei den Landwirt*innen liegt und wenig untereinander aufgeteilt wird (Bîrhală & Möllers, 2014). Cone & Myhre (2000) weisen in diesem Zusammenhang ausdrücklich darauf hin, dass die Stabilität und der Erfolg der Solawi-Bewegung in hohem Maße auf der Arbeit von Frauen und anderen weiblich sozialisierten Personen beruhen. Vor allem in diesem Bereich der körperlichen Care-Arbeit sind die Betriebe substanziell abhängig von Frauen, die nicht oder nur in Teilzeit außerhalb des Haushalts erwerbstätig sind. Gemeinsam mit den Landwirt*innen, die sowohl die Gemeinschaft als auch den Boden pflegen, bilden sie das tragende Fundament der Bewegung und leisten einen wesentlichen, oftmals unbezahlten und wenig sichtbaren Beitrag zum Fortbestand solidarischer Landwirtschaft (Cone & Myhre, 2000). Damit reproduzieren Solawis trotz ihres emanzipatorischen Anspruchs bestehende geschlechtsspezifische Arbeitsteilungen in Care- und Lohnarbeit und verweisen auf Spannungen zwischen solidarischen Idealen und der tatsächlichen Organisation von Care-Arbeit.

Als Werte, die mit Care-Arbeit und Fürsorge verknüpft werden, nennen Bîrhală & Möllers (2014) Solidarität, Vertrauen, Fairness und Nachhaltigkeit. Solidarität bzw. eine solidarische Wirtschaft ist hierbei auch als zentrales Wertekonzept der Solawi-Bewegung zu verstehen, da sie neben dem Wunsch nach regionalen Lebensmitteln in hoher Qualität meist auch die Teilnahmemotivation der Mitglieder ist. Vertrauen zueinander, insbesondere in die Beziehung zwischen Konsument*in und Landwirt*in ist ebenfalls ein wichtiger Pfeiler des Konzepts und die Grundlage für die funktionierende wirtschaftliche Beziehung zwischen den Partnern, genauso wie faire Preise, eine der Hauptmotivationen der Landwirt*innen. Als letzter Wert wird Nachhaltigkeit genannt, da die Solawi-Bewegung eng mit dem Wunsch verbunden ist, Landwirtschaft nachhaltiger zu gestalten, und sich deshalb auf ökologische Praktiken fokussiert, die umweltbezogene Vorteile wie Erhaltung der Bodenfruchtbarkeit, die Reduzierung von Umweltverschmutzung und die Wahrung des gesunden Ökosystems mit sich bringen (Bîrhală & Möllers, 2014).

Ähnliche Werte lassen sich auch in Food Coops identifizieren, wobei der Fokus der Care-Arbeit hier stärker auf der Gemeinschaft und der nachhaltigen Versorgung dieser als auf der direkten Beziehung zwischen Konsument*innen und Produzierenden liegt. Food Coops setzen Care-Arbeit vor allem durch ihr Ziel, der lokalen Bevölkerung den Zugang zu gesunden und erschwinglichen Lebensmitteln zu sichern. Insbesondere die Bedürfnisse von Menschen mit niedrigem bis mittlerem Einkommen sowie behinderten und älteren Personen sollen hier berücksichtigt werden (Phillips, 2012), da von Food Coops ein großes Potenzial im Bereich der Armutsbekämpfung ausgeht (Simmons & Birchall, 2008). Viele dieser gemeinschaftlichen Förderungs- und Entwicklungsprozesse basieren auf dem freiwilligen Engagement von Mitgliedern, die Aufgaben und Verantwortung im Rahmen kollektiver Aktivitäten übernehmen. Der langfristige Erfolg und die Stabilität solcher Initiativen hängen dabei maßgeblich davon ab, ausreichend Freiwillige zu gewinnen und deren Einsatzbereitschaft dauerhaft aufrechtzuerhalten (Hibbert et al., 2003; Kropp, 2018).

Dabei ist jedoch zu beachten, dass dieses freiwillige Engagement nicht gleichmäßig verteilt ist. Auch bezogen auf Food Coops zeigt sich, dass unbezahlte Care-Arbeit rund um Lebensmittel häufig von Frauen und anderen weiblich sozialisierten Personen geleistet wird und eng mit ihrer Rolle als Versorger*innen ihrer Familien verknüpft ist (Moon, 2022). Eine solche Food Citizenship, verstanden als bewusstes, gemeinschaftsorientiertes Handeln jenseits individueller Konsumententscheidungen, entwickelt sich erst dann, wenn Frauen und andere weiblich sozialisierte Personen ihre sozialen Beziehungen und Aktivitäten über die häusliche Care-Arbeit hinaus erweitern. Darüber hinaus zeigt sich, dass Food Citizenship in diesem Kontext weitgehend auf die Mittelschicht beschränkt bleibt, da intensiverte Ernährungsarbeit zusätzliche zeitliche, finanzielle und informationsbezogene Ressourcen erfordert, die nicht allen gleichermaßen zur Verfügung stehen. Damit reproduzieren auch Food Coops strukturelle Ungleichheiten, selbst wenn sie sich als progressive, gemeinschaftsorientierte Organisationen verstehen (Moon, 2022).

Jenseits dieser kritischen Perspektive zeigen sich auch in Food Coops weitere unterschiedliche Formen der Care-Arbeit, die über individuelle Fürsorge hinausgehen und auf gemeinschaftlicher sowie ökologischer Ebene wirksam werden. Neben dem Ziel, möglichst alle Bevölkerungsschichten einzubeziehen, drückt sie sich auch im Gemeinschaftsgefühl innerhalb der Organisation sowie in der geteilten Verantwortung gegenüber dem lokalen Umfeld aus. Hierbei lässt sich auch die Unterstützung lokaler Landwirtschaft und regionaler Produzent*innen als ökologische Fürsorge verstehen, die durch konkrete Maßnahmen wie beispielsweise den

Umstieg auf abbaubare Verpackungen oder Projekte zur Nutzung von erneuerbaren Energien ergänzt werden kann (Phillips, 2012). Ein direkter Umgang mit Pflanzen, dem Boden oder Tieren ist für Food Coops hingegen weniger charakteristisch; ihre Fürsorge entfaltet sich primär auf der Ebene von Handel, Versorgung und gemeinschaftlicher Verantwortung. Diese Fürsorgeorientierung spiegelt sich auch in den zentralen Werten der von Phillips (2012) untersuchten Cooperative wider. Nachhaltigkeit, soziale Verantwortung, Umweltbewusstsein und die Pflege der Gemeinschaft bilden dabei keinen Widerspruch zur wirtschaftlichen Ausrichtung, sondern werden im Sinne einer Triple-Bottom-Line-Philosophie, die die Menschen, den Planeten und eine wirtschaftliche Tragfähigkeit als gleichwertige Zieldimensionen versteht, miteinander verbunden (Phillips, 2012).

2.3 Kollektives Lernen und Empowerment

Im Gegensatz zu den industrialisierten und stark spezialisierten Produktionsweisen des konventionellen Ernährungssystems erfordert die Arbeit in Solawis ein breites Kompetenzspektrum. Die Landwirt*innen eignen sich vielfältige Fähigkeiten wie etwa den Anbau einer großen Bandbreite unterschiedlicher Kulturen in einer zeitlichen Abstimmung von Wachstums- und Erntezyklen an, damit möglichst jede Woche ein guter und abwechslungsreicher Ertrag für die Mitglieder anfällt. Außerdem sind Kenntnisse in der Entwicklung sozialer und organisatorischer Strukturen zur Akquirierung der Mitglieder sowie einer Aufrechterhaltung der Gemeinschaft erforderlich. Die Orientierung an nachhaltigen Anbaumethoden erfordert zudem eine enge Auseinandersetzung mit den spezifischen ökologischen Bedingungen und Voraussetzungen des jeweiligen Betriebs.

Die empirischen Befunde von Cone & Myhre (2000) zeigen, dass viele Landwirt*innen diese breit gefächerten Anforderungen häufig nicht aus einer traditionellen landwirtschaftlichen Erwerbsbiografie heraus erfüllen, sondern eher aus außerlandwirtschaftlichen Tätigkeitsfeldern einbringen, darunter Bildung, politische Organisation oder unternehmerische Tätigkeiten. Dieses vielfältige Kompetenzspektrum setzt kontinuierliches Lernen sowie Beobachtung und Experimentieren voraus und bindet die Landwirt*innen ebenso wie die Mitglieder in komplexe natürliche Zusammenhänge ein (Cone & Myhre, 2000). Die Weitergabe von Kenntnissen über umweltfreundliche Landwirtschaft und lokale Lebensmittelsysteme, aber auch von Rezepten zur Verarbeitung von eher unüblichen Gemüsesorten, trägt zu kollektiven Lernprozessen innerhalb der Gemeinschaft bei. Gleichzeitig zeigt sich eine ausgeprägte Verpflichtung gegenüber dem durch die Teilnahme entstehenden kollektiven Gut. Die Wahrnehmung, zum Gemeinwohl

beizutragen, etwa durch die Förderung gesunder Ökosysteme, sozialer Inklusion und ökonomischer Stabilität, stärkt das Solidaritätsgefühl in der Gemeinschaft und erhöht die langfristige Bindung sowohl von Mitgliedern als auch von Produzent*innen (Flora & Bregendahl, 2012). In diesem Sinne fungieren Solawis als gemeinschaftliche Lernräume, die einen kontinuierlichen Informations- und Wissensaustausch zwischen Produzent*innen und Mitgliedern erfordern.

Dieser Austausch erfolgt über eine Vielzahl formeller und informeller Kommunikationskanäle, die sowohl organisatorische als auch soziale Funktionen erfüllen. So tragen regelmäßig versendete Newsletter, Rezeptvorschläge und Informationsmaterialien dazu bei, Transparenz über die landwirtschaftlichen Abläufe zu schaffen und gleichzeitig Wissen über saisonale Ernährung und Zubereitungsmöglichkeiten zu vermitteln (Adam, 2006). Ergänzend fördern gemeinschaftliche Treffen auf dem Betrieb, Netzwerktreffen sowie Solawi-übergreifende digitale Austauschformate wie beispielsweise Online-Handbücher oder Internetforen den Dialog und das gegenseitige Lernen innerhalb der eigenen Gemeinschaft und der gesamten Bewegung. Diese Kommunikationsstrukturen und insbesondere die Treffen und Begegnungen zwischen Mitgliedern und Landwirt*innen dienen nicht nur der Koordination praktischer Abläufe, sondern auch der Stärkung sozialer Bindungen und der kollektiven Identität der Mitglieder (Adam, 2006).

Auch in Food Coops spielen kollektive Lernprozesse eine zentrale Rolle, wobei der Schwerpunkt hier weniger auf dem Austausch zwischen Produzierenden und Konsument*innen liegt. Birchall & Simmons (2004) zeigen, dass Mitglieder die Teilnahme an einer Food Coop explizit als wertvolle Lernerfahrung wahrnehmen und gezielt Informationen darüber suchen, wie ihre lokale Genossenschaft arbeitet und welche Leistungen sie erbringt. Neben diesem praktischen Wissenserwerb wird die Mitgliedschaft auch als Möglichkeit zur persönlichen Entwicklung erlebt, die soziales und politisches Lernen einschließt. Gezielte Schulungs- und Beratungsangebote können diesen individuellen Entwicklungsprozess zusätzlich unterstützen, indem sie Fähigkeiten und Selbstvertrauen der Mitglieder gezielt stärken (Birchall & Simmons, 2004). Dass sich dieses Selbstvertrauen tatsächlich im Laufe der Beteiligung entwickelt, bestätigen auch Hibbert et al. (2003): Anfänglich eher vage Vorstellungen vom Nutzen des Engagements konkretisieren sich mit zunehmender Erfahrung und Mitglieder berichten von einem spürbaren Zuwachs an Kompetenzen sowie gesteigertem Selbstwertgefühl, der sich mit fortlaufender Beteiligung weiter verstärkt (Hibbert et al., 2003).

Eng mit diesen Lernprozessen verbunden ist das Konzept des Empowerments. Veränderungen sollten dabei idealerweise aus der Gemeinschaft selbst heraus entstehen und dazu beitragen, Fähigkeiten, Wissen und Erfahrungen der Beteiligten aufzubauen, anstatt von außen gesteuert

zu werden. Ziel ist es, dass Gemeinschaftsmitglieder das Gefühl entwickeln, ihre eigenen Ziele und Vorstellungen selbst verwirklichen zu können, ohne auf andere angewiesen zu sein. Empowerment wird dabei nicht als einmaliger Zustand, sondern als kontinuierlicher Prozess verstanden, der auf die Erweiterung von Handlungsspielräumen und die Stärkung individueller sowie kollektiver Fähigkeiten ausgerichtet ist. Da es sich um einen interaktiven Prozess handelt, erfordert Empowerment Veränderungen in Machtstrukturen und Verhaltensweisen, sowohl zwischen einzelnen Mitgliedern als auch innerhalb der Institutionen einer Gemeinschaft (Hibbert et al., 2003).

2.4 Gerechtigkeit und Inklusion

Der für CFIs so essenzielle Begriff der Gemeinschaft ist nicht zwangsläufig an einen bestimmten geografischen Ort oder ein definiertes Territorium gebunden. Konzepte von Gemeinschaft, die von Homogenität ausgehen, können problematisch sein, da sie bestehende Unterschiede zwischen Menschen sowie die Vielfalt und mitunter Widersprüchlichkeit ihrer Werte, Überzeugungen und Beweggründe ausblenden oder unsichtbar machen. Gemeinschaft soll somit eher als ein fortlaufender Prozess des Werdens, der mit sich selbst nicht im Reinen ist, betrachtet werden (Morrow et al., 2023). CFIs stehen zudem auch in der Kritik, da ihnen mitunter vorgeworfen wird, vor allem von weißen, privilegierten Bevölkerungsgruppen getragen zu werden, sozial ausschließend zu wirken oder ein übermäßig lokal orientiertes Verständnis von Wandel zu vertreten (Morrow et al., 2023).

Kritische Arbeiten zu alternativen Ernährungssystemen zeigen, dass diese Problematik nicht allein auf Fragen des Zugangs oder der Teilnahmezahlen reduziert werden kann, sondern tief in den zugrunde liegenden Diskursen, Praktiken und Selbstverständnissen der Bewegung verankert ist. Ein zentrales, jedoch stark zu hinterfragendes Narrativ alternativer Lebensmittelbewegungen ist die Annahme, mangelndes Wissen über industrielle Lebensmittelproduktion stelle das Haupthemmnis für einen nachhaltigen Ernährungswandel dar. So wird davon ausgegangen, dass sich Konsument*innen bei ausreichender Information bewusst für lokale, ökologische und sozial gerechte Lebensmittel entscheiden würden und zugleich bereit sein müssten, die damit verbundenen vollen Kosten zu tragen (Guthman, 2011).

Darüber hinaus weist Rosol (2023) darauf hin, dass sich urbane Ernährungsinitiativen häufig auf Themen wie Nachhaltigkeit und Umweltschutz konzentrieren, beispielsweise durch die Unterstützung ökologischer Landwirtschaft oder Maßnahmen zur Reduktion von

Lebensmittelverschwendung. Diese Ausrichtung führt allerdings nicht selten zu einer einseitigen Fokussierung auf ökologische Ziele, während soziale Gerechtigkeitsfragen wie Ernährungssicherheit oder ungleiche Teilhabe an Ernährungskultur kaum thematisiert werden. Zwar lässt sich diese Schwerpunktsetzung teilweise durch die begrenzten personellen und finanziellen Ressourcen erklären, insbesondere bei ehrenamtlich organisierten Initiativen, und es ist nicht realistisch, dass eine einzelne Organisation sämtliche Probleme des Ernährungssystems abdecken kann, dennoch ist der bislang geringe Stellenwert von Themen wie Ernährungsarmut oder struktureller Ausgrenzung innerhalb der wachsenden urbanen Ernährungsszene in Deutschland kritisch zu betrachten (Rosol, 2023).

In der aktuellen Forschung bleibt offen, wie ein kritisch-reparativer Ansatz konkret in der wissenschaftlichen Praxis umgesetzt werden kann, etwa in Bezug auf die Auswahl von Fragestellungen, die angewandten Methoden und den Umgang mit Datenmaterial. Es stellt sich zudem die Frage, welche theoretischen Ausgangspunkte sich besonders gut mit einem solchen Ansatz verbinden lassen und welche forschungspraktischen Konsequenzen sich daraus ableiten. Darüber hinaus besteht ein deutlicher Bedarf, geografisch diversere Perspektiven einzubeziehen. Der Großteil der bisherigen Studien untersucht CFIs im globalen Norden, während Initiativen im globalen Süden bislang stark unterrepräsentiert sind. Morrow et al. (2023) fordern daher, dass künftige Forschung verstärkt transnationale Kontexte berücksichtigen und lokale Unterschiede in den Blick nehmen sollte.

Gleichzeitig richten sich die entsprechenden Diskurse häufig implizit an eine weiße, bildungsnahe und ökonomisch abgesicherte Zielgruppe, wodurch alternative Ernährungspraktiken oft als Ausdruck eines bestimmten Lebensstils dargestellt werden. Dadurch werden nicht nur bestehende soziale Ungleichheiten ausgeblendet, sondern auch Räume und Institutionen wie Solawis oder Bauernmärkte als weiß codiert. Empirische Studien zeigen entsprechend, dass diese Angebote überproportional von einkommensstarken, weißen Bevölkerungsgruppen genutzt werden, während People of Color deutlich unterrepräsentiert sind. Auffällig ist dabei, dass viele Akteur*innen alternativer Ernährungssysteme ihre Projekte zwar als universell offen verstehen, aber eine explizite und das eigene, bisherige Verständnis vertiefende Auseinandersetzung mit Rassismus oder struktureller Exklusion ablehnen. Stattdessen wird geringe Beteiligung marginalisierter Gruppen häufig individualisiert und etwa mit fehlendem Gesundheitsbewusstsein, mangelnder Bildung oder anderen Werten erklärt (Guthman, 2011). Darüber hinaus zeigen qualitative Studien aus den USA, dass alternative Lebensmittelangebote in marginalisierten Communities häufig nur eine begrenzte kulturelle Resonanz haben. Projekte, die den Zugang zu

ökologischen Lebensmitteln in einkommensarmen oder überwiegend afroamerikanischen Stadtteilen verbessern sollen, stoßen nicht selten auf Desinteresse oder Ablehnung. Dies wird unter anderem darauf zurückgeführt, dass die dort angebotenen Lebensmittel als fremd, nicht alltagstauglich oder symbolisch aufgeladen wahrgenommen werden. Auch romantisierende Bezüge auf körperliche Arbeit, landwirtschaftliche Nähe oder eine vermeintlich gemeinsame agrarische Vergangenheit können exkludierend wirken, da sie historische Erfahrungen von Ausbeutung und Zwangsarbeit im Rahmen der Sklaverei ausblenden oder reproduzieren. Die Forschung zeigt damit, dass Fragen von Gerechtigkeit und Inklusion in CFIs nicht allein durch Informationsangebote oder niedrigschwellige Zugangsmodelle bearbeitet werden können, sondern eine kritische Reflexion von Machtverhältnissen, Privilegien und normativen Vorstellungen guter Ernährung erfordern (Guthman, 2011).

Über diese diskursiven Ausschlüsse hinaus wird zudem diskutiert, inwiefern CFIs auch auf struktureller Ebene bestehende Ungleichheiten fortschreiben. So können auch neoliberale Denk- und Handlungsweisen reproduziert werden, etwa wenn Verantwortung für Ernährungsprobleme auf Einzelpersonen verlagert wird oder wohltätige Ansätze strukturelle Ungleichheiten eher stabilisieren als grundlegend in Frage stellen. Auch die Einbettung in kapitalistische Ernährungsökonomien bleibt ein kritischer Punkt, da viele Initiativen sich kaum von deren grundlegenden Funktionsweisen lösen können. In diesem Zusammenhang weisen auch Morrow et al. (2023) darauf hin, dass sich in den Strukturen und Praktiken von CFIs Machtverhältnisse entlang von Rassismus, Klassismus und Geschlechterungleichheiten nicht nur widerspiegeln, sondern teilweise auch fortgeschrieben oder aktiv reproduziert werden. Intersektionale Ungleichheiten werden dabei nicht nur sichtbar, sondern teils auch funktionalisiert, etwa durch die gezielte Mobilisierung bestimmter Identitäten oder durch selektive Zugänge zu Teilhabe und Gestaltungsmacht (Morrow et al., 2023).

Darüber hinaus sind CFIs selbst mit inneren Spannungen konfrontiert. Dazu zählen etwa schwierige Entscheidungen darüber, wie begrenzte Ressourcen eingesetzt werden sollen, welche gesellschaftlichen Kämpfe Priorität haben und wie sich gleichzeitig der Alltag organisieren lässt. Solche Ambivalenzen und Widersprüche finden in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung bislang jedoch häufig wenig Beachtung, insbesondere dann, wenn der Fokus entweder ausschließlich auf den Herausforderungen und Schwächen oder auf den Potenzialen und Erfolgen liegt (Morrow et al., 2023).

Auch im Kontext solidarischer Landwirtschaften spielen Fragen der sozialen und ökonomischen Gerechtigkeit eine wesentliche Rolle. Ein zentrales Anliegen besteht darin,

Produzent*innen eine faire Entlohnung zu ermöglichen und sie aus der Abhängigkeit von industriellen Vermarktungsstrukturen zu lösen. Das Konzept des sogenannten ‚Fair Share‘ zielt beispielsweise darauf ab, eine gerechtere Verteilung der Wertschöpfung zu gewährleisten, indem ein fester Anteil des Verbraucherpreises, beispielsweise 75 Prozent, direkt an die Landwirt*innen zurückfließt (Adam, 2006). Damit wird ein Gegenmodell zu den dominierenden Mechanismen des konventionellen Lebensmittelsystems geschaffen, das kleine Betriebe strukturell benachteiligt, externe Kosten ausblendet und faire Rückflüsse weitgehend verhindert. Auch in anderen Finanzierungskonzepten profitieren die Landwirt*innen von einem höheren und sichereren Einkommen, da keine Zwischenhändler*innen beteiligt sind und ein fairer Preis für die bereitgestellte Ware vertraglich festgelegt wird. In einigen Fällen stellt die Solawi für landwirtschaftliche Betriebe die einzige Möglichkeit dar, ihre Erzeugnisse weiterhin zu vermarkten, anstatt die Produktion auf ein Subsistenzniveau zurückzufahren und ein außerlandwirtschaftliches Erwerbsverhältnis aufzunehmen (Bîrhală & Möllers, 2014).

Neben ökonomischer Fairness rücken auch Fragen sozialer Inklusion zunehmend in den Fokus. Die Zusammensetzung vieler Solawi-Mitgliedschaften zeigt, dass insbesondere gut ausgebildete, einkommensstärkere und umweltbewusste Personen überproportional vertreten sind, während Haushalte mit geringeren finanziellen Ressourcen, einem niedrigeren Bildungsstand oder begrenztem Zugang zu Lager- und Kühlmöglichkeiten seltener teilnehmen (Adam, 2006; Diekmann & Theuvsen, 2019). Auch Cone & Myhre (2000) sowie Bîrhală & Möllers (2014) ziehen das Fazit, dass die Mehrheit der Mitglieder über ausreichende finanzielle Ressourcen verfügt und ökonomische Überlegungen nicht gegenüber den Zielen einer gesunden Ernährung und eines umweltverträglichen Anbaus überwiegen. Diese Zielgruppe ist bereit, auf die Annehmlichkeiten eines Supermarktes zu verzichten und die wöchentliche Abholung eines Gemüseanteils in variabler Menge und Zusammensetzung in Kauf zu nehmen (Bîrhală & Möllers, 2014). Brehm & Eisenhauer (2008) ergänzen zudem das tendenziell eher jüngere Alter der Mitglieder. Diese ungleiche Verteilung verweist auf bestehende Zugangshürden, die über individuelle Präferenzen hinaus auf strukturelle Faktoren wie zeitliche Ressourcen und Flexibilität, eine Anpassung der Konsumgewohnheiten oder das Vorhandensein sozialer Netzwerke zurückzuführen sind.

Diese Faktoren führen dazu, dass die Solawi-Bewegung stark von Frauen und anderen weiblich sozialisierten Personen abhängt, insbesondere von jenen, die nicht oder nur in Teilzeit außerhalb des Hauses arbeiten. Obwohl Solawis den Anspruch haben, eine gesunde Ernährung für alle zugänglich zu machen, richten sich die meisten Betriebe also überwiegend an Personen mit

höherem Bildungsniveau und zeitlichen und organisatorischen Ressourcen, die eine kontinuierliche Beteiligung ermöglichen (Cone & Myhre, 2000). Ein ebenfalls zentrales Zugangskriterium ist ein ausreichendes Einkommen, da die Preise für die überwiegend ökologisch erzeugten Produkte trotz ihrer häufigen Unterschreitung zertifizierter Bio-Preise in der Regel über dem Niveau konventionell erzeugter Lebensmittel liegen (Bîrhală & Möllers, 2014). Für Menschen mit geringem Einkommen stellen diese Kosten eine strukturelle Hürde dar, was sowohl aus der Perspektive der Lebensmittelgerechtigkeit als auch im Hinblick auf den für eine Solawi typischen Anspruch der sozialen Inklusion kritisch zu bewerten ist und darauf verweist, dass dieses Wirtschaftsmodell bislang nur eingeschränkt zur Versorgung einkommensschwächerer Bevölkerungsgruppen beiträgt. Eine Möglichkeit, dem entgegen zu wirken, ist ein vergünstigter Preis der Mitgliedschaft für Menschen mit geringem Einkommen oder ein solidarisches Bezahlungssystem ohne festen Betrag, in dem Menschen anhand von Minimal- und empfohlenen Preisen letztendlich bezahlen, wie viel sie können (Bîrhală & Möllers, 2014; Flora & Bregendahl, 2012).

Eine weitere Zugangshürde stellt der räumliche und zeitliche Aufwand dar, der mit der verpflichtenden Abholung der Produkte verbunden ist. Auswertungen von Bîrhală & Möllers (2014) zeigen, dass die Verteilstellen von Solawis im Durchschnitt weiter von den Wohnorten der Konsument*innen entfernt liegen als die üblichen Einkaufsorte wie Super- oder Wochenmärkte. Hinzu kommt, dass die Abholung in der Regel an feste Wochentage gebunden ist, was von einem Großteil der Befragten auch als unpraktisch und belastend wahrgenommen wird. Der damit verbundene zusätzliche Aufwand an Zeit, Mobilität und teilweise auch finanziellen Ressourcen wie Fahrtkosten erfordert ein Maß an zeitlicher und organisatorischer Flexibilität, das nicht allen Bevölkerungsgruppen gleichermaßen zur Verfügung steht. Insbesondere für Personen mit eingeschränkter Mobilität, begrenzten zeitlichen Ressourcen oder prekären Lebenslagen kann diese Kombination aus räumlichen und zeitlichen Anforderungen eine strukturelle Exklusion bewirken und steht damit im Spannungsfeld zu den Zielen von Gerechtigkeit und Inklusion innerhalb solidarischer Landwirtschaft.

Zudem zeigt sich, dass etwa ein Zehntel der US-amerikanischen CSAs von gemeinnützigen Organisationen getragen wird, während der Großteil durch einzelne landwirtschaftliche Betriebe organisiert ist (Adam, 2006). Damit bleibt die Verantwortung für soziale Gerechtigkeit und Teilhabe häufig auf der Ebene individueller Projekte, anstatt institutionell verankert zu werden. Die Herausforderung besteht somit darin, solidarische Modelle nicht nur ökonomisch tragfähig zu gestalten, sondern auch sozial breiter zugänglich zu machen und gesellschaftliche Ungleichheiten im Ernährungssystem aktiv zu adressieren.

Auch Food Cooperatives stehen vor der Herausforderung, Gerechtigkeit und Inklusion nicht nur als Anspruch zu formulieren, sondern strukturell zu verankern. Auf der inhaltlichen Ebene adressieren sie soziale Gerechtigkeit insbesondere durch den Fokus auf den Zugang zu gesunden und erschwinglichen Lebensmitteln. Dieser Fokus impliziert Bemühungen, Kostenbarrieren zu mildern, da explizit auch die Bedürfnisse von Menschen mit niedrigem bis mittlerem Einkommen, älteren und behinderten Personen berücksichtigt werden sollen (Phillips, 2012).

Ergänzend dazu spielen Themen wie fairer Handel und ethischer Konsum eine wichtige Rolle, was auf ein erweitertes Verständnis sozialer Gerechtigkeit verweist, das über die unmittelbare Gemeinschaft hinausreicht. Food Coops betonen dabei kollektive und solidarische Motivationen und lehnen individuelle wirtschaftliche Nutzenmaximierung als Grundlage für gesellschaftlichen Wandel ab, ohne jedoch den Markt als solchen zu verwerfen. Als lokal verankerte und gemeinschaftlich kontrollierte Organisationen reinvestieren sie erwirtschaftete Mittel in die Gemeinschaft oder geben sie in Form von Ausschüttungen an ihre Mitglieder zurück, schaffen Arbeitsplätze mit häufig besseren Löhnen und Sozialleistungen als die gewinnorientierte Konkurrenz und stellen Verbraucher*innenbildung sowie den Zugang zu qualitativ hochwertigen Lebensmitteln vor die Profitmaximierung (Zitcer, 2015). Damit adressieren Food Coops soziale Gerechtigkeit nicht nur auf der Ebene individueller Konsumententscheidungen, sondern als strukturelles Anliegen, das in ihrer Organisationsform selbst verankert ist.

Gleichzeitig zeigen sich strukturelle Grenzen: Birchall & Simmons (2004) weisen darauf hin, dass die Rekrutierung aktiver Mitglieder häufig auf persönlichen Kontakten und direkten Verbindungen zu verwandten Organisationen basiert, wodurch die Cooperatives tendenziell auf denselben Pool an bereits engagierten Personen zurückgreifen. Dies wirft grundlegende Fragen zur langfristigen Tragfähigkeit und zur Diversität der Mitgliedschaft auf, so sind etwa Menschen aus ethnischen Minderheiten unter den aktiv Beteiligten deutlich unterrepräsentiert (Birchall & Simmons, 2004). Dabei ist anzumerken, dass diese Exklusion häufig nicht beabsichtigt ist: Obwohl Food Coops oft von politisch progressiven Personen gegründet werden, können sie dennoch unbeabsichtigt Strukturen schaffen, die einkommensschwache Menschen und People of Color ausschließen oder abschrecken (Zitcer, 2015). In der Praxis zeigt sich, dass Fragen von Diversität und gleichberechtigter Teilhabe in vielen Cooperatives kaum thematisiert werden und eine breitere Einbindung verschiedener Bevölkerungsgruppen oft nicht als Ziel oder Aufgabe der Genossenschaft verstanden wird. Stattdessen werden zum Teil Kooperationen mit gemeinnützigen Organisationen als ausreichend betrachtet, um diverse Gruppen anzusprechen. In Food Coops, in denen Spannungen zwischen verschiedenen sozialen Gruppen jedoch

aktiv anerkannt und bearbeitet werden, entstehen auch konkrete Lösungsansätze. So wurden in einzelnen von Hale & Carolan (2018) untersuchten Projekten auf Rückmeldungen hin Treffen zunehmend auf Spanisch abgehalten, Übersetzer*innen eingesetzt und Kinderbetreuung angeboten, um die Teilhabe von bislang unterrepräsentierten Gruppen zu stärken.

Probleme mit Inklusion können sich auch aus der Zusammensetzung des Vorstands ergeben. So wird in diesen Untersuchungen von Food Coop ein strukturelles Ungleichgewicht identifiziert: Obwohl die Verbraucher*innen die größte Mitgliedergruppe darstellen, sind sie im Vorstand nicht vertreten, was dazu führt, dass ihre Perspektiven und Ressourcen in Entscheidungsprozesse kaum einfließen. Die Produzierenden im Vorstand zeigen zwar ein ausgeprägtes Interesse daran, Konsument*innen über Landwirtschaft und Lebensmittelproduktion aufzuklären, betonen dabei jedoch nicht die gleichberechtigte Teilhabe aller Mitgliedergruppen. Dies hat praktische Konsequenzen, denn die betrachtete Genossenschaft hat nun Probleme damit, Freiwillige für die Verteilung zu finden, neue Mitglieder zu gewinnen und auf Ressourcen wie Wissen, technische Kompetenzen und politische Verbindungen zuzugreifen, die gerade aus dem urbanen Mitgliederkreis stammen könnten (Hale & Carolan, 2018).

Food Coops stehen damit insgesamt vor der Herausforderung, ihren eigenen Anspruch auf Kooperation und Gemeinschaftlichkeit in der Praxis tatsächlich zu leben. Entscheidungsprozesse können bestimmte Mitglieder ausschließen, Führungsstrukturen soziale Ungleichheiten reproduzieren und die emotionale Arbeit, die eine kooperative Kultur erfordert, zu Erschöpfung und Frustration führen, die das gemeinschaftliche Miteinander langfristig belasten (Hale & Carolan, 2018). Darüber hinaus verlangen einige Cooperatives von ihren Mitgliedern, neben der reinen Mitgliedschaft auch aktiv im Betrieb mitzuwirken, etwa durch das Übernehmen von Schichten in der Verwaltung oder im Laden. Diese sogenannte Mitgliederarbeit hat sowohl Vor- als auch Nachteile. Auf der einen Seite reduziert sie die Kosten für bezahlte Arbeitskräfte, was dazu beitragen kann, Preise niedrig zu halten und die Food Coop finanziell zugänglicher zu machen. Zudem kann die gemeinsame Arbeit am eigenen Projekt soziale Bindungen unter den Mitgliedern stärken. Auf der anderen Seite birgt diese Anforderung das Risiko struktureller Exklusion: Wer keine unentgeltliche Zeit aufbringen kann, etwa aufgrund von Einkommensdruck oder fehlender Kinderbetreuung, wird durch dieses Modell potenziell ausgeschlossen. Die Anforderung zur Mitgliederarbeit trifft damit einkommensschwache Personen und Alleinerziehende überproportional stark und verstärkt den Eindruck von Exklusivität (Zitcer, 2015).

Ein weiterer Aspekt, der Fragen von Gerechtigkeit und Inklusion in Food Coops berührt, ist das Warensortiment selbst. Die Auswahl der angebotenen Lebensmittel ist eng mit der Identität und

dem politischen Selbstverständnis einer Cooperative verbunden: für manche Mitglieder ist sie ein Ausdruck von Ernährungsgerechtigkeit und ökologischer Verantwortung, für andere ein Qualitätsmerkmal oder eine kulturelle Frage. Gleichzeitig kann das Sortiment ausgrenzend wirken, wenn es für bestimmte Bevölkerungsgruppen preislich nicht erschwinglich oder kulturell nicht relevant ist. Die Wahrnehmung, ob eine Food Cooperative für alle zugänglich ist, hängt dabei von mehreren Faktoren ab: dem Vorhandensein esoterischer oder teurer Produkte, dem Preisvergleich mit konventionellen Supermärkten sowie dem bereits bestehenden Ruf der Cooperative in der Gemeinschaft (Zitcer, 2015). Verstärkt wird diese Problematik durch die häufig strengen Einkaufsstandards vieler Food Coops, die lokale und biologische Produkte bevorzugen und damit bestimmte Gruppen von Konsument*innen preislich ausschließen können. Da konventionelle Supermärkte durch Skaleneffekte und landwirtschaftliche Subventionen ihre Preise zunehmend senken konnten, sehen sich Food Coops verstärkt dem Vorwurf ausgesetzt, elitär und für einkommensschwächere Bevölkerungsgruppen schwer erreichbar zu sein (Zitcer, 2015).

Damit zeigt sich, dass Food Coops trotz ihres grundsätzlichen Anspruchs auf radikale Inklusion und demokratische Teilhabe in der Praxis mit erheblichen Herausforderungen konfrontiert sind. Geschäftspraktiken wie die Mitgliederarbeit, ein auf lokale und biologische Produkte ausgerichtetes Sortiment sowie die strukturelle Tendenz zur sozialen und ethnischen Homogenität der Mitgliedschaft stehen dem Ziel, möglichst viele und diverse Menschen anzusprechen, entgegen und verweisen auf eine tiefgehende Spannung zwischen genossenschaftlichem Ideal und gelebter Realität. Zitcer (2015) nennt abschließend mehrere Handlungsmöglichkeiten, um diesen Herausforderungen zu begegnen. Dazu zählen etwa Mitgliedschaftsfonds, die Beitragszahlungen für einkommensschwache Personen abfedern, verpflichtende Anti-Rassismus- und Anti-Unterdrückungsschulungen für Mitarbeitende sowie Bildungsprogramme, die lokale Jugendliche an wirtschaftliche Grundkompetenzen und genossenschaftliche Zusammenarbeit heranzuführen. Darüber hinaus können Preissubventionen für Grundnahrungsmittel die finanzielle Zugänglichkeit verbessern. Strukturell empfiehlt Zitcer (2015), die Diversität in Belegschaft und Vorstand in Bezug auf ethnische Zugehörigkeit, Geschlecht und soziale Schicht gezielt zu erhöhen, da dies die Kultur innerhalb der Cooperative nachhaltig beeinflussen und eine vielfältigere Mitgliedschaft begünstigen kann. Ergänzend dazu können Food Coops ihre Verbindung zu breiteren Gerechtigkeitsbewegungen stärken sowie durch Bildungsangebote, Newsletter und Beschilderungen eine kritische Reflexion über Konsum und Gemeinschaft fördern, mit dem Ziel, Mitglieder sowohl für die Vorteile genossenschaftlichen Wirtschaftens zu sensibilisieren als auch ihr Bewusstsein für strukturelle Ungleichheiten zu schärfen (Zitcer, 2015).

3. Methoden der Datenerhebung und -auswertung

Die vier herausgearbeiteten Dimensionen von Gemeinschaft bilden den analytischen Rahmen dieser Arbeit. Um zu untersuchen, wie Zugehörigkeit, Care-Arbeit, kollektives Lernen und Fragen von Gerechtigkeit in urbanen Gartenprojekten konkret gelebt und verhandelt werden, wurden qualitative Interviews mit Beteiligten geführt. Im Folgenden werden das methodische Vorgehen sowie die Auswahl der Projekte und Interviewpartner*innen dargelegt.

3.1 Forschungsdesign

Als Methodik für die Datenerhebung wurde sich, in Anlehnung an etablierte Forschung zu diesem Themenfeld (Ilieva et al., 2022), für das Konzept des qualitativen, leitfadengestützten Interviews entschieden. Diese Methode ist in der qualitativen Sozialforschung weit verbreitet, methodologisch gut ausgearbeitet und eignet sich besonders zur Erhebung differenzierter qualitativer Daten. Leitfadengestützte Interviews strukturieren das Gespräch mithilfe eines vorbereiteten Leitfadens, der als orientierender Rahmen dient und zugleich ausreichend Offenheit für individuelle Erzählungen und thematische Vertiefungen lässt. Er legt fest, welche Themen angesprochen werden sollen, ohne den Gesprächsverlauf vollständig vorzugeben. Der Leitfaden kann dabei unterschiedlich gestaltet sein und umfasst in der Regel offene Erzählaufforderungen, konkret formulierte Fragen, Stichworte für weiterführende Nachfragen sowie Hinweise zum Umgang mit dialogischen Gesprächsphasen (Helfferich, 2022).

Trotz dieser inhaltlichen Rahmung bleibt das qualitative Interview selbst auf Offenheit angelegt. Das Ziel ist es, den Befragten möglichst großen inhaltlichen Spielraum zu eröffnen, damit sie ihre eigenen Perspektiven ohne äußere Strukturierung entfalten können. Indem auf vorab festgelegte theoretische Annahmen oder stark steuernde Fragen verzichtet wird, entsteht ein Umfeld, in dem die Interviewten ihre subjektiven Sichtweisen frei ausdrücken können. So werden persönliche Aspekte sichtbar, die in stärker standardisierten Verfahren oft verborgen bleiben und für ein vertieftes Verständnis sozialer Wirklichkeiten zentral sind (Kruse, 2015). Trotzdem unterscheidet sich die Interviewsituation deutlich von alltäglichen Gesprächssituationen, da sie durch eine klare Rollenverteilung zwischen interviewender und interviewter Person geprägt ist. Diese Rollen sind nicht gleichwertig, sondern asymmetrisch angelegt, da die Interviewenden den Rahmen, das Thema und den Zweck des Gesprächs vorgeben. Für die interviewten Personen bedeutet dies, dass sie ihre Aussagen stets vor dem Hintergrund dieser besonderen Situation machen. Sie beziehen dabei nicht nur die gestellten Fragen ein, sondern auch ihre

eigene Rolle im Interview sowie das Verhältnis zur interviewenden Person und zur wissenschaftlichen Untersuchung insgesamt. Die Interviewsituation ist somit kein neutraler Raum, sondern wird von beiden Seiten aktiv interpretiert und durch die jeweiligen Beiträge mitgestaltet (Helfferrich, 2022). Diese Charakteristika der Interviewsituation machen eine Gesprächsführung erforderlich, die den Einfluss der Interviewenden bewusst minimiert. Bei dem deshalb angewendeten Prinzip einer bewusst nicht-direktiven Gesprächsführung greifen Interviewende möglichst wenig strukturierend ein und lassen sich vielmehr von den Ausführungen der Befragten leiten. Offene, qualitative Interviews setzen deshalb auf erzählende Fragen, die den Befragten ein breites monologisches Rederecht einräumen. So können sie ihre Perspektiven eigenständig entfalten und zentrale Erfahrungen oder Bedeutungszuschreibungen präzise darlegen (Kruse, 2015).

Das Konzept des qualitativen Interviews wurde für diese Arbeit mit dem Verfahren der Gruppendiskussion kombiniert. Gruppendiskussionen ermöglichen es, Einblicke in kollektive Sichtweisen, Erfahrungen und Wissensbestände von Personen innerhalb eines bestimmten sozialen Zusammenhangs zu gewinnen (Kruse, 2015). Sie werden insbesondere dann eingesetzt, wenn nicht nur individuelle Meinungen, sondern die Bedeutung von Interaktionen, Diskursen und Gruppenprozessen für die Entstehung gemeinsamer Orientierungen und Deutungsmuster untersucht werden soll (Bohnsack, 2000, zitiert nach Kruse, 2015). Durch die Interaktionsmöglichkeiten der Teilnehmenden miteinander eignen sich Gruppendiskussionen vor allem dazu, nachzuvollziehen, wie Bedeutungen, Einschätzungen und Wissen in der Runde entstehen, bestätigt oder hinterfragt werden. Die forschende Person nimmt hierbei eher eine moderierende Rolle ein. Bei der Auswertung von Gruppendiskussionen liegt der Fokus primär darauf, wie sich die Teilnehmenden im Gespräch zueinander positionieren, sich gegenseitig bestätigen oder abgrenzen und dadurch gemeinsame Orientierungen sichtbar machen. Es wird also nicht nur betrachtet, was gesagt wird, sondern vor allem wie Aussagen im Austausch zwischen den Teilnehmenden hervorgebracht werden (Kruse, 2015).

Entsprechend folgt die Erstellung eines Leitfadens dem Prinzip, die Interviews so offen wie möglich zu gestalten und nur dort zu strukturieren, wo es für die Beantwortung der Forschungsfragen notwendig ist, um möglichst aufschlussreiche Einsichten in die Meinungen, Erfahrungen und Einstellungen der Teilnehmenden von urbanen Gartenprojekten zu gewinnen (Helfferrich, 2022). Die Interviews sollen zudem vorzugsweise persönlich an den Projektstandorten durchgeführt werden, um insbesondere diejenigen zu erreichen, die keinen Zugang zu Online-Fragebögen haben, was beispielsweise Winkler et al. (2019) als Forschungslücke identifizieren.

Hierbei soll insbesondere abgefragt werden, wie sich die Teilnehmenden ernähren, was davon sie selbst produzieren und wie sich dadurch ihr Konsumverhalten und auch ihr Alltag seit Beginn der Teilnahme an einem Gartenprojekt verändert haben. Außerdem sollen Informationen über Veränderungen ihres Verständnisses von Gemeinschaft und Nachhaltigkeit erlangt werden. Hierzu gehört, wie von Winkler et al. (2019) gefordert, auch das Interesse an weiteren Maßnahmen im Rahmen einer nachhaltigen Transformation des Konsums wie beispielsweise die Nutzung von erneuerbaren Energien, fossilfreier Mobilität oder Bio-Produkten. Abschließend wird auch auf die Herausforderungen im Alltag nachhaltiger Ernährung und damit verbundene Konflikte eingegangen, beispielsweise das Zeitmanagement, das in aktueller Forschung eher weniger thematisiert wird (Ilieva et al., 2022).

3.2 Auswahl der Interviewpartner*innen

Die Rekrutierung der Interviewpartner*innen erfolgte mittels eines gezielten Samplings. Ausgewählt wurden Personen, die durch ihre aktive Mitarbeit in gemeinschaftlichen Gartenprojekten im Raum Gießen-Marburg Einblicke in alltägliche Praktiken rund um Ernährung, Gemeinschaft und Nachhaltigkeit haben. Konkret handelt es sich um Teilnehmende des INGE e.V., des Campusgartens der Justus-Liebig-Universität am Naturwissenschaftscampus sowie der GartenWerkStadt. Die Kontaktaufnahme erfolgte über die offiziellen E-Mail-Adressen der jeweiligen Projekte sowie teilweise über persönliche Kontakte. Interessierte konnten sich daraufhin freiwillig zur Teilnahme an einem Interview melden. Dieses Vorgehen begünstigt insbesondere die Beteiligung von Menschen, die bereits aktiv in die Projekte eingebunden sind und über umfassende Erfahrungen verfügen. Gleichzeitig ermöglicht diese Form des Zugangs die Erhebung reflektierter und projektbezogener Perspektiven, die für die Beantwortung der Forschungsfrage von zentraler Bedeutung sind. Im Folgenden werden die genannten Gartenprojekte kurz vorgestellt.

Der INGE e.V. (Initiative für nachhaltigen Gartenbau und Ernährungssouveränität) entstand 2018 aus dem Vorhaben, in Gießen eine solidarische Landwirtschaft mit eigener Bewirtschaftungsfläche aufzubauen. Im Zentrum stand das Ziel, eine nachhaltige Form der Nahrungsmittelproduktion zu etablieren und zugleich lokale Ernährungssouveränität zu stärken. Die Gruppe setzte sich von Anfang an aus Personen mit unterschiedlichen Hintergründen zusammen, darunter auch Studierende und Mitarbeitende der Justus-Liebig-Universität Gießen. Dadurch entwickelte sich früh die Idee, das praktische Projekt mit einem wissenschaftlichen Forschungsansatz zu verbinden (INGE e. V., o. J.). Konzeptionell knüpft die Initiative an

agroforstwirtschaftliche Systeme an, bei denen ein- oder mehrjährige Kulturpflanzen gezielt mit Dauerkulturen wie Obstbäumen oder Beerensträuchern kombiniert werden. Durch die Nutzung des Zusammenspiels natürlicher Entwicklungsprozesse sollen landwirtschaftliche Produktion, Bodenfruchtbarkeit und Biodiversität synergetisch miteinander verknüpft werden. Die INGE e.V. verfolgt daher den Ansatz, ein solches sukzessional aufgebautes Agroforst-System mit heimischen Nutzpflanzen und, soweit möglich, Bäumen, an die ökologischen Bedingungen Mittelhessens anzupassen und in einem explorativen Ansatz zu erproben (INGE e. V., o. J.). Mit den Jahren entwickelte sich das Gartenkonzept stetig weiter, ohne dabei die Grundprinzipien aufzugeben. Die Bewirtschaftung orientiert sich immer noch am agroforstlichen Ansatz, verzichtet vollständig auf Pestizide und synthetische Dünger und nutzt vorwiegend samenfestes Saatgut, das nach Möglichkeit selbst vermehrt wird. Ziel ist es, ökologische Vielfalt zu fördern und zugleich hochwertiges biologisches Obst und Gemüse zu erzeugen. Die Initiative ist mittlerweile als eingetragener Verein organisiert und bleibt ein dynamisches Projekt, das bewusst Raum für Experimente lässt. Der Garten wird als kollektives Lern- und Experimentierfeld verstanden, in dem neue Anbauideen ausprobiert und weiterentwickelt werden können, immer orientiert an den ökologischen und gemeinschaftlichen Leitwerten der Initiative (INGE e. V., o. J.).

Der Campusgarten am naturwissenschaftlichen Campus der Justus-Liebig-Universität Gießen ist eine praxisorientierte, studentisch getragene Initiative, die ökologische Bildung, partizipative Lernformate und gemeinschaftliches Engagement miteinander verbindet. Als Urban-Gardening-Projekt befindet sich der Garten seit seiner Gründung im Jahr 2022 in unmittelbarer Nähe des Interdisziplinären Forschungszentrums und agiert als niedrigschwelliger Lern- und Begegnungsraum für Studierende unterschiedlicher Fachrichtungen. Dort werden Gemüse- und Blühflächen, Obstgehölze sowie weitere ökologische Strukturelemente gemeinschaftlich angelegt und gepflegt, wodurch ein Raum entsteht, in dem sowohl gärtnerische Fähigkeiten als auch ein vertieftes Verständnis ökologischer Zusammenhänge erworben werden können (Campusgarten an den NaWis, 2025). Die Initiative verfolgt das Ziel, theoretische Inhalte universitärer Lehre durch praktische Erfahrungen im Bereich Biodiversität, nachhaltige Ernährungssysteme und Ressourcenkreisläufe zu ergänzen. Durch Workshops, thematische Veranstaltungen und offene Arbeitseinsätze fördert der Campusgarten den Austausch zwischen Studierenden sowie die Entwicklung praktischer und gärtnerischer Kompetenzen. Er ermöglicht es seinen Teilnehmenden, theoretische Konzepte zu ökologischer Nachhaltigkeit unmittelbar in die Praxis umzusetzen, und schafft zugleich einen sozialen Ort, der gemeinschaftliches Handeln, Selbstorganisation und Vernetzung fördert (Campusgarten an den NaWis, 2025).

Die GartenWerkStadt ist eine 2012 in Marburg gegründete Initiative mit dem Ziel, Menschen einen niedrigschwelligen Zugang zu Themen rund um ökologischen Anbau, gesunde Ernährung und nachhaltige Ernährungssysteme zu ermöglichen und sich mit diesen Inhalten sowohl praktisch als auch diskursiv auseinanderzusetzen. Im Mittelpunkt steht dabei die Verbindung von Bildungsarbeit, gemeinschaftlichen Austauschräumen und der Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen und agrarpolitischen Fragen. Hierfür umfasst die Initiative mehrere eng miteinander verbundene Praxis- und Bildungsformate (GartenWerkStadt, o.J.). Ein zentraler Bestandteil sind die Gemeinschaftsgärten, in denen Teilnehmende unterschiedlichen Alters in mehreren Gruppen gemeinsam ökologisch gärtnern. Ergänzt wird dieses Angebot durch das Bildungsprojekt ‚Kinder gärtnern Zukunft‘, in dessen Rahmen Kinder aus Kindergärten und Grundschulen regelmäßig im Garten aktiv sind und beim Gärtnern und Kochen einen Bezug zu und bewussten Umgang mit Lebensmitteln entwickeln. Darüber hinaus organisiert die GartenWerkStadt als sozialer und kultureller Begegnungsort ein vielfältiges Veranstaltungsprogramm mit Workshops, Vorträgen, Filmabenden und Festen zu landwirtschaftlichen und ernährungsbezogenen Themen. Weitere Aktivitäten sind Projekte zur Förderung klimafreundlicher Ernährung, die gemeinschaftliche Verarbeitung von Ernteüberschüssen sowie jährlich wechselnde Ausstellungen im Garten, die als Kombination aus Schaugarten und Mitmachangebot konzipiert sind. Die praktische Arbeit findet überwiegend auf dem Gesundheitsgartengelände der Stadt Marburg statt, ergänzt durch Kooperationen, externe Veranstaltungen und Netzwerkarbeit mit weiteren lokalen Initiativen (GartenWerkStadt, o.J.).

3.3 Durchführung der leitfadengestützten Interviews

Insgesamt wurden fünf Interviews innerhalb eines Zeitraums von acht Wochen durchgeführt. Die geplante Gesprächsdauer lag bei etwa 20 bis 30 Minuten pro Person. In Abhängigkeit von der Größe der jeweiligen Gesprächsrunde sowie der Dynamik zwischen den Beteiligten variierte die tatsächliche Dauer jedoch deutlich und lag zwischen 20 und 55 Minuten. Die Interviews fanden sowohl in Präsenz als auch per Videoanruf statt und wurden teils als Einzelinterviews, teils in Gruppensettings mit zwei bis fünf Personen durchgeführt, sodass insgesamt zehn Personen an den fünf Interviews teilnahmen. Davon stammten sechs aus dem Campusgarten, zwei aus der GartenWerkStadt und zwei aus dem INGE e.V.

Alle Gespräche wurden audiografisch aufgezeichnet. Jedes Interview begann mit einer kurzen Begrüßung sowie der Vorstellung des Forschungsanliegens und des thematischen Rahmens der Arbeit. Im Anschluss diente der zuvor entwickelte Interviewleitfaden (siehe Anhang 1) als

leitende Struktur für das Gespräch. Die Interviewpartner*innen wurden zu Beginn über die grundlegende strukturelle Unterteilung des Leitfadens informiert. Abhängig von den inhaltlichen Schwerpunktsetzungen der Interviewten sowie dem Gesprächsverlauf wurden einzelne Themenbereiche vertieft oder durch ergänzende Nachfragen erweitert, insbesondere dann, wenn relevante Aspekte nicht eigenständig angesprochen wurden. Abschließend bestand Raum für ergänzende Anmerkungen, offene Gedanken oder Rückfragen seitens der Interviewpartner*innen.

Der Leitfaden für die Interviews ist zur besseren Strukturierung in mehrere thematische Blöcke unterteilt. Jeder der fünf Hauptblöcke enthält eine offen gestellte Kernfrage sowie mehrere ergänzende Fragen zum Nachhaken und folgt somit dem Aufbauprinzip eines Leitfadens nach Helfferich (2022), den Interviewverlauf so offen wie möglich zu halten und zugleich so weit zu strukturieren, wie es für die Beantwortung der Forschungsfragen erforderlich ist. Die Kernfragen sollen den interviewten Personen zunächst Raum für möglichst freie und eigenständige Erzählungen eröffnen und einen Fokus auf ihrer Ansicht nach relevante Themen und Perspektiven ohne inhaltliche Einschränkung geben. Aufbauend auf diesen offenen Erzählpassagen werden in einem zweiten Schritt ergänzende Nachfragen eingesetzt, um bislang unzureichend behandelte Inhalte aufzugreifen.

Begonnen wird jedes Interview mit einem kurzen Austausch über biografische Hintergründe und die Einbindung der Personen in das Gartenprojekt. Dies beinhaltet auch Fragen zur Häufigkeit der Teilnahme und der Motivation. Darauf aufbauend wird der Blick auf Ernährungs- und Konsumpraktiken gerichtet, wie sie vor der Teilnahme am Gartenprojekt gelebt wurden. Diese Rückblende ist zentral, um spätere Veränderungen nicht nur zu behaupten, sondern in ihrer Logik und Alltagsrelevanz nachvollziehen zu können. Aus diesen Beschreibungen lassen sich mögliche Übergänge zu Veränderungen im Alltag ableiten. Es geht hierbei um alltägliche Handlungen rund um Ernährung wie Kochen, Einkaufen, Bewusstsein für saisonale Produkte oder der Umgang mit Lebensmittelresten sowie um die Frage, welche Rolle das Gartenprojekt dabei spielt. Ein weiterer Themenbereich fokussiert die konkreten Aktivitäten im Gartenprojekt. Dabei interessiert weniger eine vollständige Beschreibung einzelner Arbeitsschritte, sondern vielmehr, wie sich die Beteiligten in den Praktiken positionieren, welche Aufgaben sie übernehmen, welche Lernprozesse stattfinden und wie sich informelle Routinen im Zusammenspiel der Gruppe entwickeln. Anschließend soll über Herausforderungen und Zukunftsperspektiven gesprochen werden. Ein Ausblick auf Wünsche und mögliche Weiterentwicklungen ermöglicht es, die Erfahrungen der Teilnehmenden in einen größeren Rahmen einzubetten und

die Bedeutung des Projekts über den unmittelbaren Alltag hinaus sichtbar zu machen. Eng verknüpft damit sind soziale Beziehungen, die im Rahmen gemeinschaftlicher Gartenarbeit entstehen. Der nächste Abschnitt widmet sich daher der Entwicklung von sozialen Kontakten und Beziehungen, dem Verständnis von Gemeinschaft, dem Austausch über Wissen und Werte sowie gruppenspezifischen Dynamiken, die das Erleben im Garten strukturieren. Durch Fragen zu Konflikten oder strukturellen Problemen werden zudem neben den Potenzialen auch die sozialen Grenzen gemeinschaftlicher Gartenprojekte aufgezeigt. Diese sozialen Prozesse sind in ihrer Gesamtheit häufig der Grund dafür, dass Nachhaltigkeitsvorstellungen nicht abstrakt bleiben, sondern durch praktische Handlungen an Bedeutung gewinnen. Der dann folgende letzte Abschnitt soll vertieft auf Nachhaltigkeitsverständnisse eingehen und ergründen, wie die Teilnehmenden über Nachhaltigkeit sprechen, welche Aspekte ihnen davon besonders wichtig geworden sind und wie sie ihr eigenes Verhalten nun mit diesem Hintergrund reflektieren. Auf diese Weise entsteht eine thematische Struktur, die offen genug ist, um individuelle Narrative entstehen zu lassen, zugleich aber klar genug, um die Forschungsfrage präzise zu adressieren.

3.4 Transkription

Die aufgezeichneten Interviews wurden im Anschluss verschriftlicht, um methodisch ausführlich und ohne Zeitdruck mit den Daten arbeiten zu können (Kruse, 2015). Dabei wurde darauf geachtet, soweit im Rahmen der Tonqualität der Aufzeichnungen möglich, inhaltlich möglichst wenig an den Aussagen zu verändern. So kommt es dazu, dass manche Sätze verschachtelt, lang und grammatikalisch falsch bzw. dadurch unzusammenhängend sind. Sie decken sich jedoch genau mit den gesprochenen Aussagen, um nicht nur analysieren zu können was, sondern auch wie etwas gesagt wurde. Kruse (2015) argumentiert, dass die Bedeutung von Aussagen nicht unabhängig von sprachlicher Praxis existiert, sondern beim Sprechen selbst erst hervorgebracht wird. Für die Transkription gesprochener Daten ergibt sich daraus, dass eine starke inhaltliche Umformulierung problematisch ist, da sie den kommunikativen Herstellungsprozess von Bedeutung verkürzt oder verdeckt. Dies ist insbesondere für die Analyse von Gruppendiskussionen relevant, da sich kollektive Orientierungen, Deutungsmuster und soziale Positionierungen erst im interaktiven Austausch zwischen den Teilnehmenden herausbilden. Eine an schriftsprachliche Normen angepasste oder stark vereinfachte Transkription würde sich primär auf den inhaltlichen Aussagekern konzentrieren und damit zentrale Aspekte der Art des Sprechens ausblenden. Infolgedessen besteht die Gefahr, dass interaktive Dynamiken wie Zustimmung, Abgrenzung, Ironie oder implizite Bewertungen analytisch nicht mehr rekonstruierbar sind und

somit wertvolle Informationen verloren gehen. Dadurch fehlt die Möglichkeit, Interpretationen, die sich nur auf den Wortinhalt stützen, mit weiteren sprachlichen Hinweisen abzusichern oder zu überprüfen. Hierzu gehören beispielsweise Betonungen, Pausen, Sprechtempo, hörbare Reaktionen oder auch kleine Wörter, mit denen Sprecher*innen ihren Beitrag strukturieren oder verzögern. Um den kommunikativen Sinn gesprochener Äußerungen sowie die Prozesse der gemeinsamen Bedeutungsherstellung angemessen analysieren zu können, ist daher eine möglichst gesprächsnahe Transkription erforderlich (Kruse, 2015). Aufgrund des Forschungsinteresses wurde sich in dieser Arbeit für eine methodische Zwischenlösung entschieden, die sich an Kruses (2015) Empfehlung für Transkripte für Publikationszwecke orientiert. Erfasst werden somit Reaktionen wie Lachen oder Zustimmungen sowie Struktur- und Verzögerungswörter wie ‚äh‘ oder ‚ähm‘, da sie für die Untersuchung von Gruppeninteraktionen wie Abgrenzung, Anschluss oder Positionierungen und einer kommunikativen Zwischenebene relevant sind. Auf die systematische Notation von Betonungen, Pausen und Sprechtempo wird hingegen bewusst verzichtet, da diese primär linguistischen Fragestellungen zuzuordnen sind, die nicht im Fokus der Untersuchung in dieser Arbeit liegen. Zudem würde eine derart feingliedrige Transkription die Lesbarkeit und damit auch die Auswertbarkeit des Materials einschränken.

Aus datenschutzrechtlichen Gründen werden die interviewten Personen im Transkript als B1 bis B10 benannt. Andere im Gespräch genannte Namen werden ebenfalls anonymisiert.

3.5 Auswertung

Zur Auswertung der Interviews wurde sich für eine qualitative Inhaltsanalyse, ein etabliertes Verfahren zur Auswertung textbasierter Daten, entschieden. Ziel der Methode ist es, umfangreiches Textmaterial systematisch zu strukturieren und zentrale inhaltliche Aspekte entlang eines transparenten Kategoriensystems herauszuarbeiten (Mayring & Fenzl, 2022). Hierfür wurde in zwei Schritten vorgegangen. Zunächst wurden einzelne Textstellen bestimmten Kategorien zugeordnet. Diese Kategorien wurden primär auf Basis bestehender theoretischer Überlegungen sowie anhand der Forschungsfrage vorab festgelegt, jedoch im Verlauf der Analyse um weitere, induktiv aus dem Material hervorgehende Kategorien ergänzt und fortlaufend präzisiert. Im Rahmen des Codierprozesses wurden anschließend relevante Textpassagen den jeweiligen Kategorien zugeordnet. Wichtig ist, zu beachten, dass jede Textstelle nur einer Kategorie zugeordnet wird. Die Kategorien müssen also eindeutig definiert sein und dienen dabei als zentrale Analyseinstrumente. Sie fassen relevante Aspekte des Materials in knapper Form zusammen und können auf unterschiedlichen Abstraktionsebenen angeordnet sein, etwa in

Haupt- und Unterkategorien. Das daraus entstehende Kategoriensystem bildet somit die Grundlage der Auswertung, da nur die Textstellen berücksichtigt werden, die den jeweiligen Kategorien zugeordnet sind. In einem finalen Schritt wurde analysiert, welche Kategorien im Material häufiger auftreten und welche inhaltlichen Zusammenhänge sich daraus ergeben. Auf diese Weise lassen sich wiederkehrende Themen sowie zentrale Muster und Bedeutungen im Datenmaterial herausarbeiten (Mayring & Fenzl, 2022). Zur Veranschaulichung des Codiersystems werden im folgenden Abschnitt lediglich die Kategorien in komprimierter Form dargestellt, um die Anwendung des Systems nachvollziehbar zu machen. Eine vollständige Übersicht aller Haupt- und Subkategorien ist dem Codierleitfaden in Anhang 2 zu entnehmen.

Ausgehend von der Forschungsfrage und der thematischen Struktur des Interviewleitfadens wurden zunächst fünf zentrale Hauptkategorien abgeleitet: Rahmen der Teilnahme, Ernährungs- und Konsumpraktiken im Zeitverlauf, Projektpraxis und eigene Positionierung, Gemeinschaft und soziale Beziehungen sowie Nachhaltigkeit als Deutung und Praxis. Jede dieser deduktiven Hauptkategorien wurde zudem im Analyseprozess um je zwei bis vier induktiv aus dem Material hervorgehende Subkategorien ergänzt.

In der ersten Hauptkategorie wurden Inhalte erfasst, die die Motivation zur Teilnahme am Projekt sowie den persönlichen Bezug oder die Bedeutung im Alltag betreffen. Ebenso wurden Informationen zur Regelmäßigkeit und Intensität der Teilnahme an dieser Stelle codiert. Bei der zweiten Hauptkategorie, den Ernährungs- und Konsumpraktiken, werden sowohl die Ernährung vor der Teilnahme als auch Veränderungen der Essgewohnheiten im Alltag seit dem Einstieg in das Gartenprojekt berücksichtigt. Die Hauptkategorie der Projektpraxis und Positionierung umfasst Beschreibungen konkreter Tätigkeiten der Teilnehmenden im Projekt, deren Wahrnehmung der Rollen der verschiedenen beteiligten Personen, die Veränderungen des Projekts über die Zeit sowie Perspektiven für die zukünftige Teilnahme und Einschätzungen über die Grenzen der Entwicklung des Projekts. Bezüglich der Gemeinschaft wurden in der vierten Hauptkategorie der Austausch von Wissen und Ressourcen sowie die sozialen Interaktionen mit anderen Teilnehmenden durch gemeinsame Aktivitäten codiert. Auch das Erleben von Gemeinschaft durch Gefühle von Zugehörigkeit, aber auch Spannungen und Konflikte sind hier enthalten. Zuletzt wurden in der fünften Hauptkategorie Vorstellungen von Nachhaltigkeit vor der Teilnahme, das aktuelle Nachhaltigkeitsverständnis mit der Teilnahme am Projekt sowie die Umsetzung nachhaltiger Praktiken im Projektalltag erfasst.

Im Verlauf der Auswertung zeigte sich, dass einzelne Kategorien inhaltlich nicht immer strikt voneinander zu trennen sind, sondern in auch miteinander verschränkt auftreten. Insbesondere

Kategorien, die auf individuelle Wahrnehmungen und Deutungen der Teilnehmenden abzielen, überschneiden sich teilweise mit solchen, die soziale Beziehungen, Interaktionen oder gemeinschaftliche Prozesse in den Blick nehmen. Diese Überschneidungen verweisen darauf, dass persönliche Orientierungen, Lernprozesse und Selbstverortungen der Interviewten eng mit ihren Erfahrungen im sozialen Miteinander verbunden sind und sich nicht unabhängig davon entfalten. Textstellen, die mehreren Kategorien zugeordnet werden konnten, wurden nach dem zentralen inhaltlichen Fokus der jeweiligen Aussage codiert, beispielsweise der Beschreibung sozialer Praktiken oder des subjektiven Erlebens von Gemeinschaft.

3.6 Reflexion der eigenen Rolle und des Forschungsprozesses

Als Forschende fühlte ich mich zu Beginn des ersten Interviews etwas unsicher, da es sich um eine der ersten Interviewsituationen mit mir zuvor unbekanntem Personen handelte. Diese Unsicherheit legte sich jedoch schnell, da ich sehr freundlich in die Gruppe aufgenommen und auch unterstützt wurde. Gleichzeitig entstand stellenweise ein Spannungsgefühl zwischen der offenen, erzählerischen Gesprächsatmosphäre und dem Versuch, den Interviewleitfaden strukturiert einzuhalten. Diese Offenheit ist auch ein von Helfferich (2022) benanntes Qualitätsmaß qualitativer Interviews, das in den vorliegenden Interview als weitgehend erfüllt betrachtet werden kann. Die Interviewpartner*innen hatten ausreichend Raum, eigene Schwerpunkte zu setzen, Themen einzubringen und Aspekte zu betonen, die ihnen selbst relevant erschienen. Ein Beispiel hierfür sind persönliche Anekdoten, die nicht unbedingt der im Leitfaden vorgesehene Struktur entsprachen, aber trotzdem ihren Platz im Gespräch fanden. Für mich als forschende Person bedeutete Offenheit in diesem Zusammenhang auch, diese Erzählungen zuzulassen und ihnen Raum zu geben, selbst wenn sie nicht unmittelbar an meine eigenen Erwartungen oder an den Leitfaden anschlossen. Trotz einzelner strukturierender Eingriffe blieb das Gespräch insgesamt offen genug, um unerwartete Perspektiven sichtbar werden zu lassen. Es fiel mir jedoch teilweise schwer, gleichzeitig aufmerksam zuzuhören, situationsbedingt nachzuhaken und dabei die vorbereiteten Fragen im Blick zu behalten. Insgesamt hatte ich jedoch nicht das Gefühl, relevante Informationen nicht erhoben zu haben.

In den späteren Interviews legte sich diese anfängliche Aufregung zunehmend, sodass ich routinierter in der Durchführung und Leitung der Gespräche wurde. Diese anfängliche Unsicherheit in der Interviewführung verweist zugleich auf eine grundlegende methodische Herausforderung, die auch Helfferich (2022) beschreibt. Sie sieht den größten Fehler beim Durchführen qualitativer Interviews darin, den Gesprächsverlauf zu stark zu strukturieren und durch

vorgegebene Fragen lediglich bestehende Annahmen bestätigen zu wollen. Im Rückblick wird deutlich, dass ich stellenweise dazu tendierte, den Gesprächsverlauf stärker zu strukturieren, als es für ein offenes Interview ideal gewesen wäre. Konkret zeigte sich dies unter anderem darin, dass ich Erzählungen wiederholt mit Begriffen aus meinem Leitfaden aufgriff und einordnete, etwa indem etwa gemeinschaftliche Praktiken im Garten, wie das wiederholte gemeinsame Kochen, von mir als „Rituale“ oder Ausdruck von „Gemeinschaft“ benannt wurden. Auch wenn diese Rückbezüge dazu beitrugen, inhaltliche Schwerpunkte meines Forschungsinteresses klarer sichtbar zu machen, besteht die Gefahr, dass dadurch Deutungen nahegelegt oder verstärkt wurden, die eher meiner Perspektive als den Beschreibungen der Interviewpartner*innen entsprachen. In diesem Sinne kann nicht ausgeschlossen werden, dass bestimmte Bedeutungszuschreibungen teilweise durch meine Nachfragen mitkonstruiert wurden. Im fortschreitenden Verlauf der Datenerhebung versuchte ich daher verstärkt, Begriffe aus dem Sprachgebrauch der Interviewten zu gewinnen, anstatt sie im Interviewverlauf vorwegzunehmen, was jedoch nicht immer vollständig gelang.

Neben dieser inhaltlichen Steuerung spielte auch die konkrete Gesprächsdynamik eine Rolle. In der nachträglichen Auseinandersetzung mit der ersten Tonaufnahme fiel auf, dass ich dazu tendiere, die erzählende Person zu unterbrechen, etwa um Rückfragen zu stellen, Verständnis zu signalisieren oder eigene Kommentare einzubringen. Während dies im Gespräch dialogisch gemeint war, wird dies in der Aufzeichnung deutlich hörbar und kann methodisch als potenzielle Beeinflussung des Gesprächsverlaufs verstanden werden. Auch wenn dies teilweise der dynamischen Gruppensituation geschuldet war, erschien es sinnvoll, in weiteren Interviews bewusster darauf zu achten, die anderen Personen ausreden zu lassen und direktes Feedback auf die nonverbale Ebene zu beschränken. Dieser Vorsatz konnte in den darauffolgenden Interviews auch umgesetzt werden, was sich auch im Transkript durch längere und zusammenhängende Erzählpassagen zeigt.

In diesem ersten Gruppeninterview mit fünf Personen zeigte sich zudem eine leichte Dominanz zweier Teilnehmender, die sich durch hohe Erzählbereitschaft auszeichneten. Dies geschah nicht konfliktiv, sondern in einer von Enthusiasmus und Mitteilungsfreude geprägten Weise. Gleichzeitig war eine wiederkehrende Tendenz zur gegenseitigen Bestätigung erkennbar. Im Kontrast dazu zeigte sich das Zweierinterview deutlich ausgeglichener hinsichtlich der Redeanteile, während die Einzelinterviews eine stärkere Fokussierung individueller Perspektiven ermöglichten. Rückblickend ist mir zudem aufgefallen, mit wie viel Begeisterung und Verbundenheit die Interviewpartner*innen über ihre Projekte gesprochen haben. Die emotionale

Bedeutung, die die Gartenprojekte für sie haben, war in vielen Gesprächen spürbar und hat mich als forschende Person berührt. Mir ist bewusst, dass diese Leidenschaft für die Projekte meine Wahrnehmung und Interpretation der Daten beeinflusst haben könnte, etwa indem ich den Gartenprojekten gegenüber eine positivere Haltung eingenommen habe, als bei einer größeren emotionalen Distanz zum Material möglich gewesen wäre.

Eng verbunden damit ist insgesamt die Frage nach meiner eigenen Position im Feld. Obwohl ich selbst nicht aktiv in einem der untersuchten Gartenprojekte engagiert bin, verortete ich mich in Bezug auf grundlegende Wertorientierungen als den Interviewpartner*innen nahestehend. Sie werden von mir als Personen wahrgenommen, die sich ökologisch, gesellschaftskritisch und transformationsorientiert positionieren. Diese grundlegenden Haltungen teile ich in weiten Stücken, was im Gespräch vermutlich wahrnehmbar war und zu einer Atmosphäre wechselseitiger Vertrautheit beitrug.

Verstärkt wurde diese Anschlussfähigkeit durch den universitären Kontext einiger Gartenprojekte sowie den akademischen Hintergrund vieler Interviewpartner*innen. Diese geteilte Bildungserfahrung erleichterte die Kommunikation und schuf eine gemeinsame Gesprächsgrundlage, auf der basierend auch komplexere gesellschaftliche oder politische Zusammenhänge ohne ausführliche Erläuterung angesprochen und in der bestimmte Annahmen als gemeinsames Vorwissen vorausgesetzt werden konnten. Besonders im Interview vom 26.01. zeigte sich dies durch eine Verwendung akademischer Sprache mit zahlreichen Fachbegriffen, um Ansichten und Erfahrungen aus dem Gartenprojekt zu beschreiben. Hierarchien traten in den Interviews nicht in Erscheinung; auch mit einer älteren interviewten Person stellte sich durch das durchgängige Duzen direkt eine informelle Gesprächssituation ein.

Eine weitere Reflexionsebene ergab sich im Prozess der Transkription. Durch das Verschriftlichen insbesondere des ersten Gesprächs wurde mir meine eigene Sprachverwendung bewusster. Die Nutzung umgangssprachlicher Formulierungen sowie jugendsprachlicher Ausdrücke und Anglizismen erschien im Transkript teilweise unprofessionell. Gleichzeitig trug diese Sprache im konkreten Setting des ersten Interviews, einem Gruppeninterview mit gleichaltrigen Studierenden, vermutlich zur Herstellung von Nähe bei und entsprach der freundschaftlich-offenen Atmosphäre dieses Projekts. Diese Ambivalenz zwischen wissenschaftlichem Anspruch und situativer Angemessenheit wurde mir erst in der Nachbereitung deutlich. In den folgenden Interviews gelang es mir zunehmend, meine Sprache bewusster einzusetzen und mich stärker zurückzunehmen. Positiv hervorzuheben ist hingegen der Einsatz von aktivem Zuhören. Durch nonverbale Signale wie Nicken, Blickkontakt sowie kurze verbale Rückmeldungen konnte

offenbar ein Gefühl von Aufmerksamkeit und Interesse vermittelt werden, was das Erzählen unterstützte.

Insgesamt zeigt sich, dass die im Rahmen der Interviews gewonnenen Aussagen im Zusammenspiel von Interviewpartner*innen und mir als Forschender entstanden sind. Die Interviews werden entsprechend nicht losgelöst von ihrer Entstehungssituation interpretiert, sondern unter Berücksichtigung der beschriebenen Wechselwirkungen.

4. Ergebnisse der qualitativen Untersuchungen

Die Darstellung der Ergebnisse folgt den fünf untergeordneten Forschungsfragen, die den fünf Hauptkategorien des Kategoriensystems entsprechen. Grundlage der Ergebnisdarstellung bilden die Interviews, die mittels qualitativer Inhaltsanalyse ausgewertet wurden. Zur Veranschaulichung werden ausgewählte Interviewzitate aus der codierten Transkription herangezogen, die die jeweiligen Kategorien und Befunde exemplarisch verdeutlichen.

4.1 Rahmen der Teilnahme

Die Erstmotivation zur Teilnahme an dem jeweiligen Gartenprojekt war bei den interviewten Personen vielfältig und stellte sich aus unterschiedlichen biografischen, praktischen und kontextuellen Gründen zusammen. Der Zugang erfolgte nicht nur über persönliche Netzwerke durch beispielsweise Kommiliton*innen oder Dozierende, sondern auch über Öffentlichkeitsarbeit durch Flyer oder Webauftritte: „es war ein Instagram-Post, von dem ich das erste Mal aufmerksam geworden bin“ (B10, Z. 3197-3198).

Ein zentrales Motiv für die Teilnahme an den Projekten stellt der Wunsch nach einem eigenen Garten bzw. einer Möglichkeit zum Gärtnern gemeinsam mit anderen dar. Mehrere Interviewpartner*innen berichten, dass sie zuvor aktiv nach Schrebergärten gesucht hatten, dies jedoch aufgrund langer Wartezeiten von zum Teil „irgendwie 6 Jahre[n]“ (B2, Z. 43) nicht realisieren konnten. Das Gartenprojekt wird in diesem Zusammenhang als einfach zugängliche Alternative beschrieben, um dennoch gärtnerisch aktiv zu sein. Darüber hinaus wird die Teilnahme explizit mit dem Bedürfnis nach sozialer Einbindung begründet. Insbesondere nach einem Umzug wird das Projekt als Möglichkeit wahrgenommen, neue Kontakte zu knüpfen, Gleichgesinnte kennenzulernen und ein Umfeld außerhalb bestehender oder Arbeits- oder Studienkontexte zu finden. So berichtet eine Person, sie sei „gerade frisch in Gießen“ (B10, Z. 3216) angekommen und „dass ich Community gesucht habe, das war so mein Haupt-,

Hauptargument, dass ich einfach nette Leute kennenlernen wollte“ (B10, Z. 3224-3226). Damit verbunden spielt auch der Wunsch nach Gemeinschaft eine zentrale Rolle. Einige Interviewte berichten, dass sie zunächst eher im privaten Kontext gärtnern wollten, sich dann jedoch bewusst für ein Gemeinschaftsgartenprojekt entschieden haben, da sie den sozialen Austausch und das gemeinsame Arbeiten als bereichernder empfanden als individuelles Gärtnern. Auch der Wunsch nach einer Aktivität im Freien als „Ausgleich neben dem Bürojob“ (B9, Z. 2861) oder zum Studienalltag spielt hierbei eine Rolle.

Neben dem generellen Interesse am Gärtnern wird das Projekt selbst als attraktiv wahrgenommen. Es fallen Beschreibungen wie „cooles Projekt“ (B1, Z. 29) oder „tolle Idee“ (B1, Z. 32), insbesondere im Hinblick auf die Nutzung zuvor ungenutzter Flächen. Die offenen und niedrigschwelligen Konzepte der Gärten sowie die unterschiedlichen Formen, Möglichkeiten und Intensitäten der Beteiligung werden mehrfach als motivierend hervorgehoben.

Ein weiterer wichtiger Motivationszusammenhang ergibt sich aus Studium und beruflichem Kontext. Mehrere Interviewpartner*innen geben an, dass ihr Studium, insbesondere in umwelt- oder nachhaltigkeitsbezogenen Fachrichtungen, ihr Interesse an dem Projekt verstärkt habe. So verweist eine Person darauf, dass sie „halt auch Umwelt studiere“ und insbesondere „dieser Nachhaltigkeitsaspekt“ (B3, Z. 346) ausschlaggebend gewesen war. Eine andere interviewte Person berichtet, Umweltwissenschaften studiert zu haben, wodurch sich der Fokus auf „Bio-Lebensmittel oder eben Selbstangebaute[s]“ (B6, Z. 1398-1399) entwickelt hat. So wird die Teilnahme auch als Fortführung bereits bestehender Lern- und Erfahrungsprozesse beschrieben, denn eine Person hatte im Studium einen Dozenten, der sie „begeistert hat für das Thema so Agroforst“ (B6, Z. 1419), also für „komplexere Agrarsysteme“ (B6, Z. 1421) jenseits von Monokulturen.

Schließlich zeigen sich auch pragmatische Zugänge zur Teilnahme. In einzelnen Fällen erfolgte der Einstieg über konkrete Anlässe wie einen Hiwi-Job oder die Suche nach einer Lohnarbeitsstelle, da beispielsweise in einem Projekt bereits Aktive eine „dritte hauptamtliche Person gesucht haben, ähm, die die Kindergartengruppen leitet“ (B8, Z. 2285-2286). Dabei verbinden sich auch berufliche Kompetenzen, etwa aus dem pädagogischen Bereich, mit gärtnerischen Tätigkeiten, sodass das Projekt als passende Schnittstelle zwischen Arbeit, Engagement und persönlichem Interesse wahrgenommen wird. Insgesamt zeigen die Interviews, dass die Erstmotivation zur Teilnahme meist aus mehreren Beweggründen besteht. Neben fachlichen Interessen und studienbezogenen Impulsen spielen auch berufliche Kontexte, soziale Anschlussmöglichkeiten sowie persönliche Vorerfahrungen und Wertvorstellungen eine Rolle.

Auch der persönliche Bezug der Interviewpartner*innen zu den gemeinschaftlichen Gartenprojekten zeigt biografische Prägungen und reicht in vielen Fällen weit über die heutige Beteiligung hinaus. Mehrere Personen berichten von frühen Erfahrungen mit dem Gärtnern in Kindheit und Jugend, beispielsweise in einem Fall durch familiäre Gemüsegärten und gärtnerische Tätigkeiten im Ausbildungs- oder Arbeitskontext: „weil ich schon in meiner Kindheit und Jugend zuhause gegärtnert hab“ (B4, Z. 77-78) sowie „ich hatte in meiner Kindheit, Jugend und auch auf meinem Lehrbetrieb [...] einen Gemüsegarten“ (B4, Z. 386-387). Die Gartenprojekte knüpfen damit häufig an bereits vorhandene Praktiken, Werte und Interessen an, anstatt diese erst neu zu erzeugen.

Neben diesen biografischen Bezügen wird das Projekt von mehreren Interviewten als fester Bestandteil des eigenen Alltags beschrieben. Die Teilnahme wird nicht als gelegentliche Freizeitaktivität, sondern als routinierte Praxis erlebt, die sich „tatsächlich als so ein Alltagsding irgendwie etabliert“ (B2, Z. 51-52) hat und „zum Wochenplan dazu“ (B2, Z. 565) gehört. In diesem Zusammenhang wird das freiwillige Engagement teilweise mit Lohnarbeit verglichen, jedoch bewusst davon abgegrenzt. Es wird als verpflichtend, aber zugleich sinnstiftend und stressärmer wahrgenommen und als „fast wie ein bisschen eine Arbeit. Ähm, ohne dass es den Stress an der Arbeit hat“ (B2, Z. 557-558) beschrieben.

Für einige Interviewpartner*innen nimmt ihr jeweiliges Gartenprojekt einen zentralen Platz im Leben ein und ist eng mit Fragen der Selbstverwirklichung und Identifikation verbunden. Besonders deutlich wird dies bei Personen, die am Aufbau oder an der Gründung des Projekts beteiligt waren. Dem Projekt wird hier eine große emotionale Bedeutung zugesprochen und teilweise als eigenes Werk oder „auch irgendwie so ein bisschen so mein Baby“ (B1, Z. 722-723) beschrieben. Entsprechend wird das Engagement als langfristig und persönlich bedeutsam erlebt. Eine Person meint dazu, es „nimmt [...] einen großen Raum in meinem Leben ein und ich [...] freu mich schon auf die nächste Garten-Saison“ (B8, Z. 2289-2291). Auch außerhalb der aktiven Gartenzeiten bleibt die gedankliche Auseinandersetzung präsent: „so ein bisschen mit dem Kopf ist, bin ich fast immer dabei“ (B10, Z. 3237-3238), der Garten wirkt damit über den konkreten Ort hinaus in den Alltag hinein. Die Projekte fungieren für mehrere der interviewten Personen als Ausgleich zum Arbeitsalltag oder als Raum für Gemeinschaftserfahrungen. Sie ermöglichen es, „aus dem ganzen Gedachten von der Uni [...] mal ins Praktische zu kommen“ (B10, Z. 3345-3346). Tätigkeiten wie „in der Erde rumzuwühlen“ (B10, Z. 3342), Erdklumpen mit den Händen zu zerbröseln oder Pflanzen einzusetzen werden als spürbare und konkrete Erfahrungen geschildert, die einen direkten Bezug zu Naturprozessen herstellen. Auch

körperlich fordernde Arbeiten werden positiv bewertet. Eine Person berichtet, dass sie gern Lächer gräbt und auch andere „Sachen, die so ein bisschen anstrengender sind körperlich“ (B2, Z. 587-588) gerne ausübt. Berufliche Hintergründe fließen dabei auch mit ein, als gelernter Metallbauer beispielsweise freut man sich „an technischen Aufgaben“ (B2, Z. 574) und übernimmt gern Konstruktionsarbeiten.

Über das praktische Tun hinaus wird das Projekt als vielschichtiger Raum beschrieben, der „aus so vielen verschiedenen Aspekten besteht“ (B1, Z. 1316). Das „Gemeinschaftsding“ (B9, Z. 2870) wird explizit hervorgehoben und von mehreren Interviewpartner*innen in verschiedensten Formen immer wieder erwähnt. Neben dem Sozial- und dem Gartenaspekt werden von den Interviewten auch Biodiversitäts-, Bildungs- und bauliche Komponenten als Bausteine der Projekte genannt. In einzelnen Fällen gewinnt das Gartenprojekt zudem eine berufsbezogene Bedeutung. Eine Person beschreibt ihre Wohnung als „mehr oder weniger ein bisschen Labor“ (B6, Z. 1438-1439) berichtet davon, ihre Beteiligung im Projekt mit Weiterbildungen oder Professionalisierungsprozessen zu verknüpfen, um langfristig „wirklich nach meinen Idealen arbeiten zu können“ (B6, Z. 1450). Das Projekt erscheint hier als Experimentier- und Lernraum, der über die konkrete Gartenarbeit hinausgeht und Zukunftsperspektiven eröffnet.

Schließlich wird dem Gartenprojekt auch eine persönliche symbolische Bedeutung zugeschrieben, etwa im Sinne von Selbstwirksamkeit und Autonomie. Die Möglichkeit, selbst Lebensmittel anzubauen oder grundlegende Versorgungskompetenzen zu erlernen, wird als stärkend erlebt und gibt einer Person „auch so eine Art Kraft“ (B6, Z. 1634), wenn sie es stellenweise schafft, sich selbst mit Lebensmitteln zu versorgen. Gleichzeitig wird der Zugang zu frischen Kräutern, Beeren oder Gemüse teilweise auch als Form von „Luxus“ (B9, Z. 1921) beschrieben, der den eigenen Alltag aufwertet. Auch die von der Universität zur Verfügung gestellte Fläche eines Projekts wird als „großes Geschenk“ (B10, Z. 3492-3493) wahrgenommen und nicht nur von den Teilnehmenden des Projekts selbst, sondern auch von Außenstehenden als Pausenort am Campus genutzt. Diese Beobachtung, dass unterschiedliche Personen den Garten auf eigene Weise nutzen, wird als „total schön“ (B10, Z. 3575) beschrieben. Für einzelne fungiert der Garten zudem selbst als Rückzugsort, etwa „wenn ich mal nach der Vorlesung oder zwischendurch was arbeiten muss, aber jetzt nicht unbedingt eine Bibliothek brauche“ (B10, Z. 3245-3246) oder zum Ausruhen.

Insgesamt zeigt sich, dass das Projekt weit über eine reine Lebensmittelproduktion hinausgeht. Für die meisten Interviewten steht, auch aus Kapazitätsgründen, nicht die Selbstversorgung im

Vordergrund, sondern es besteht ein vielschichtiger Bedeutungsraum aus Alltagsstruktur, Ausgleich, Gemeinschaft, Selbstwirksamkeit und persönlicher Weiterentwicklung.

Die Teilnahme am Gartenprojekt wird von den meisten Interviewpartner*innen dabei als regelmäßig beschrieben. Mehrfach wird betont, man ist „ziemlich regelmäßig dabei“ (B2, Z. 50-51) beziehungsweise kommt „seitdem eigentlich ziemlich regelmäßig“ (B3, Z. 71-72). Eine Person beschreibt ihre aktuelle Beteiligung als „fast jede Woche. Ahm, mit manchmal einer Pause oder so“ (B1, Z. 542-543). Auch rückblickend wird für bestimmte Phasen eine hohe Kontinuität berichtet: „da waren wir auf jeden Fall jede Woche auch hier“ (B1, Z. 552). Gleichzeitig zeigen die Aussagen, dass die Intensität der Teilnahme im Zeitverlauf schwanken kann. So wird geschildert, in einer Phase „ein bisschen weniger da“ (B1, Z. 553) gewesen zu sein, weil „andere Sachen zu tun“ (B1, Z. 553) waren. Eine andere Person berichtet: „Im Sommer war ich dann irgendwie auch viel unterwegs und hab es nur sehr unregelmäßig geschafft“ (B9, Z. 2864-2866), während es im Winter wieder häufiger wurde. Auch längere Unterbrechungen kommen vor: „Zwischendurch [...] hatte ich mal zwei Jahre, mh, habe ich mich da entfernt“ (B6, Z. 1671-1673). Eine weitere Person schildert, es ein Jahr lang „irgendwie nicht hinbekommen“ (B10, Z. 3206) zu haben, aktiv dabei zu sein, ab einem Punkt dann aber schließlich doch „jede Woche Donnerstag zum Gartentag“ (B10, Z. 3209-3210) gekommen ist.

Die Teilnahme wird also häufig an die festen, meist wöchentlichen, Gartentage der Projekte gebunden. Die Interviewpartner*innen geben an, „alle zwei Wochen eben Sonntagnachmittag dabei zu sein“ (B9, Z. 2931-2932) oder „einmal die Woche“ (B10, Z. 3231) zu kommen. Teilweise werden andere Verpflichtungen bewusst um das Projekt herum organisiert. So hat sich eine Person „den Donnerstag extra freigehalten [...], damit ich halt regelmäßig hier sein kann“ (B2, Z. 561-563). Für die Interviewten eines Gartenprojekts ist diese Arbeit deren Haupterwerbstätigkeit, was natürlich mit einer noch höheren Teilnahmeintensität einhergeht. Insgesamt zeigt sich bei den Interviewpartner*innen eine überwiegend kontinuierliche Beteiligung, die jedoch je nach Lebensphase, Arbeitsbelastung oder saisonalen Bedingungen variiert.

4.2 Ernährungs- und Konsumpraktiken im Zeitverlauf

Die Ernährungspraxis der Interviewten vor der Teilnahme an den Gartenprojekten zeigt ein überwiegend einheitliches Bild. Mehrere Personen beschreiben bereits vor dem Einstieg ein ausgeprägtes Nachhaltigkeitsbewusstsein. So wird berichtet, man ist bereits vegan gewesen und hat beim Einkauf im Supermarkt „auch auf Nachhaltigkeit geachtet“ (B1, Z. 112-113). Auch auf einen regionalen und saisonalen Einkauf wurde ein Augenmerk gerichtet, „mal mehr, mal

weniger konsequent“ (B1, Z. 116-117). Eine andere Person betont: „es war schon vor dem Garten so, dass ich da so auf regional und saisonal geachtet habe. Und genau, ich bin vegan“ (B3, Z. 347-348). Teilweise war nachhaltiger Konsum jedoch an finanzielle Spielräume gebunden. Zwar hat man „relativ früh versucht, Bio zu kaufen“ (B6, Z. 1488-1489), jedoch ist dies mit einem eher kleinen Budget nicht immer konsequent machbar gewesen. Auch von einer weiteren Person wird darauf verwiesen, dass Bio-Produkte „teilweise doppelt so teuer“ (B2, Z. 226-227) sind und man deren Einkauf nicht immer umsetzen kann.

In anderen Fällen spielte bewusstes regional einkaufen vor der Teilnahme eher keine zentrale Rolle, oder es wurden sich insgesamt wenig Gedanken über verschiedene Konsummöglichkeiten gemacht und „gekauft, auf was ich Bock hatte“ (B2, Z. 229). Einzelne beschreiben ihre frühere Ernährung auch als weniger strukturiert, etwa indem sie „früher wesentlich unregelmäßiger gegessen“ (B6, Z. 1484) haben. Neben dem Einkauf im klassischen Lebensmitteleinzelhandel, insbesondere in Discountern, nutzten einige bereits alternative Versorgungsformen. Genannt werden eine Mitgliedschaft in einer solidarischen Landwirtschaft, die Nutzung von Foodsharing-Angeboten sowie das Containern. Dabei wurden und werden die mitgenommenen Lebensmittel nicht primär nach saisonalen Kriterien ausgewählt, vielmehr wird sich beispielsweise gefreut „wenn eine Avocado dabei ist“ (B10, Z. 3265), die im regulären Einkauf aus Nachhaltigkeitsüberlegungen heraus nicht gekauft wird.

Mehrere Interviewpartner*innen verfügten zudem bereits vor der Teilnahme über eigene gärtnerische Erfahrungen im Kontext der Lebensmittelbeschaffung. So erzählt eine Person, sie hat „auf meinem kleinen Balkon auch schon so Gemüse angebaut“ (B8, Z. 2357-2358), im Rahmen eines Hausprojekts dann auch „mehr mit so Beetgärtnern angefangen“ (B8, Z. 2361) und Teile des Konsums über eigenes Gärtnern gedeckt. Für andere ist der Bezug von selbst angebauten Lebensmitteln aus dem eigenen Garten bereits „seit vielen, vielen Jahren [...] der gewohnte Alltag“ (B7, Z. 2308). Darüber hinaus spielte gemeinschaftliches Kochen eine Rolle. In einer Wohngemeinschaft hatte man über das gemeinsame Teilen von Lebensmitteln hinaus auch „immer zusammen gekocht“ (B1, Z. 119-120), wodurch auch ein gewisser Nachhaltigkeitsaspekt mitberücksichtigt wurde.

Insgesamt zeigt sich, dass nachhaltigkeitsbezogene Praktiken wie vegane Ernährung, Regionalität, Bio-Konsum oder Formen alternativer Lebensmittelbeschaffung bei einem Teil der Interviewten bereits vor der Teilnahme präsent waren, jedoch in unterschiedlicher Ausprägung und Konsequenz umgesetzt wurden.

Mit dem beginnenden Engagement in den Gartenprojekten werden von mehreren Interviewpartner*innen vielfältige Veränderungen im alltäglichen Ernährungs- und Konsumverhalten beschrieben, beispielsweise einem reduzierten Einkauf im Supermarkt, „vor allen Dingen im Sommer, [...], also da ist mein Verbrauch schon ziemlich runtergegangen, sozusagen, was Supermarktsachen angeht“ (B1, Z. 137-139). Eine andere Person ergänzt mit Blick auf die Gartenerträge, dass das „einem auch schon öfter mal einen Einkauf“ (B2, Z. 262) spart. Gleichzeitig wird betont, dass der Einkauf in größeren Discounterketten weiterhin Teil der persönlichen Versorgungspraxis ist.

Mehrfach wird jedoch eine stärkere Orientierung an Regionalität und Saisonalität benannt. So wird beschrieben, man kauft „mittlerweile auch mehr aus der Region“ (B2, Z. 233-234) und achtet im Supermarkt „mehr auch auf die Sachen, wo die herkommen“ (B5, Z. 485). Eine interviewte Person führt weiter aus: „Wenn ich jetzt zum Beispiel sehe, dass irgendwie so Bio-Kartoffeln [...] hier aus Hessen kommen, obwohl die [...] 50 Cent teurer sind oder so, nimm ich die Bio-Kartoffeln“ (B5, Z. 478-481). Regionalisierung und Saisonalisierung werden somit von verschiedenen Interviewpartner*innen explizit als „auf jeden Fall auch ein großes Thema“ (B8, Z. 2377) bezeichnet. Mehrere Interviewte berichten zudem von einem gestiegenen Gemüseanteil in ihrer Ernährung und es besteht „noch mehr dieses Interesse so an Sachen, die man essen kann, also auch so an Wildkräutern“ (B3, Z. 370-371). Einige Lebensmittel wurden auch erst im Gartenkontext kennengelernt, dazu zählen etwa Süßkartoffeln oder Erdnüsse.

Veränderungen zeigen sich ebenfalls im Kochverhalten. Dieses hat sich bei mehreren Interviewten „dahingehend geändert, dass man viele Dinge spontaner auch macht“ (B2, Z. 319-320). Es wird weiter beschrieben: „man hat viele Dinge, die vielleicht auf den ersten Blick gar nicht zusammenpassen und irgendwie würfelt man sich doch noch eine Pfanne zurecht“ (B2, Z. 325-327). Im Zusammenhang mit Ernteüberschüssen wird außerdem von neuen Praktiken der Haltbarmachung berichtet, beispielsweise haben mehrere Personen „angefangen mit dem Fermentieren“ (B6, Z. 1523). Zudem werden klassische Konservierungsmethoden beschrieben, es werden „Sachen haltbar gemacht und Marmeladen gekocht, [...] Apfelsaft gepresst und Äpfel getrocknet [...], dass wir dann einfach so die Schätze, äh, des Sommers eigentlich dann im Winter noch verbrauchen“ (B7, Z. 2344-2348). Darüber hinaus wird sich auch stetig weitergebildet, wie Lebensmittel am besten eingelagert werden und worauf es dabei ankommt.

Ein weiterer Aspekt des veränderten Ernährungs- und Konsumverhaltens betrifft den Umgang mit Resten und Lebensmittelabfällen. Mehrere Interviewte geben an, kaum Food Waste zu produzieren und Reste bewusst zu verwerten: „kombiniere die Lebensmittel, die sozusagen nicht

in der Tonne landen sollen“ (B6, Z. 1506) oder es gibt „ganz oft einfach Resteessen, von dem, was noch da ist“ (B8, Z. 2370). Darüber hinaus wird eine Veränderung im Verhältnis zu tierischen Produkten beschrieben. Eine interviewte Person berichtet von einer deutlich veränderten „Proportion zwischen Fleisch, vegetarisch, vegan“ (B6, Z. 1494-1495) und davon, den Schwerpunkt zunehmend auf eine pflanzenbasierte Ernährung zu legen. Gleichzeitig wird bei tierischen Produkten verstärkt auf „kleinbäuerliche Betriebe“ (B6, Z. 1475) geachtet, anstatt Großkonzerne zu unterstützen. Gleichzeitig wird eine vegane Ernährungsweise, die stark auf importierten Produkten wie Avocado, Mango oder Cashew basiert, kritisch eingeordnet. Die Person beschreibt einen klaren Fokus auf regionale und saisonale Lösungen, während stark globalisierte pflanzliche Produkte als problematisch charakterisiert werden. Dies wird als bloße „Verlagerung des Problems“ (B6, Z. 1513) bezeichnet, da damit andere Formen ausbeuterischer Produktionsbedingungen verbunden sein können, „wo eben dann Menschen ausgebeutet werden, nicht mehr Tiere“ (B6, Z. 1514).

Neben diesen konkreten Veränderungen im Ernährungs- und Kochverhalten wird von mehreren Interviewpartner*innen wiederholt ein verändertes Bewusstsein im Umgang mit Lebensmitteln thematisiert. So wird beschrieben, man kann „wirklich zugucken, wie das Essen wächst“ (B3, Z. 351-352), und hat dadurch „nochmal mehr Bewusstsein“ (B10, Z. 3286-3287) dafür, welche Gemüsesorten unter welchen Bedingungen wachsen, wie viel Zeit sie benötigen und welchen Weg sie vom Samen bis hin zur Pflanze zurücklegen. Hinzu kommt eine „ganz andere Wertschätzung“ (B10, Z. 3289) für Lebensmittel, wenn der Anbau auch mal selbst erlebt wird. In diesem Zusammenhang wird weiter berichtet, verstärkt darauf zu achten, Lebensmittel nicht verderben zu lassen und auch vermeintlich unattraktives oder krummes Obst und Gemüse zu verwerten. Eine andere Person betont, dass das Wissen um Herkunft und Entstehung der Lebensmittel mit einem positiven Gefühl verbunden sei.

Nicht alle Interviewten berichten jedoch von grundlegenden Veränderungen. Eine Person merkt an, dass sie schon lange einen eigenen Garten mit Platz für Gemüseanbau hatte und deshalb für sie „in der Tat der Unterschied gar nicht so groß“ (B7, Z. 2300) ist. Eine andere beschreibt die Veränderungen als „kleine Tricks und Hacks sozusagen, aber [...] nichts komplett lebensveränderndes“ (B10, Z. 3301-3302). Teilweise ist die Umsetzung von beispielsweise Haltbarmachungspraktiken auch begrenzt: „so zeitweise klappt das dann im praktischen Alltag nicht so ganz“ (B10, Z. 3296). Insgesamt zeigen die Interviewaussagen unterschiedliche Ausprägungen von Veränderungen, die von einer stärkeren Ausrichtung auf Regionalität und Saisonalität über

neue Koch- und Konservierungspraktiken bis hin zu einem veränderten Bewusstsein im Umgang mit Lebensmitteln reichen.

4.3 Projektpraxis und eigene Positionierung

Die Projektpraxis der Beteiligten umfasst zahlreiche konkrete, praktische Tätigkeiten im Gartenalltag. Mehrfach werden von den Interviewten Gartenarbeiten benannt, etwa das Pflanzen von Sträuchern und Bäumen, „Jungpflanzen vorziehen“ (B6, Z. 1433), oder der „Benjesheckenbau“ (B6, Z. 1714). Auch saisonale Arbeiten werden beschrieben, beispielsweise wenn im Winter von der Gemeinde Laub im Garten abgeladen wird, das dann dort auf Wegen verteilt und zur Vorbereitung von Beeten oder Baumpflanzungen genutzt wird. In den Sommermonaten wiederum gibt es zusätzlich zu den wöchentlichen Gartentagen in manchen Projekten extra Gießtage, bei denen die Verantwortung für das zusätzliche Gießen der Pflanzen über eine Liste auf mehrere Teilnehmende verteilt wird. Auch wissenschaftlich-analytische Aufgaben wie das Analysieren von „Bodenproben, die vor ein paar Jahren mal gezogen wurden“ (B4, Z. 651-652) werden übernommen.

Neben praktischen Tätigkeiten im und um das Beet herum werden von den interviewten Personen auch planerische und konzeptionelle Aufgaben genannt. Dazu zählen etwa „die Gemüseplanung und vor allen Dingen auch alles, was halt im Gemüsebeet im Zusammenhang steht“ (B4, Z. 662-663) sowie „Anbaupläne [...] zu entwerfen“ (B7, Z. 2321) und sich mit Fragen wie „wo kommt unser Saatgut her“ (B7, Z. 2322) zu beschäftigen. Ein weiterer Bereich betrifft handwerklich-kreative Arbeiten, wie zum Beispiel Abdeckungen für Pavillons herzustellen. Mehrere Interviewpartner*innen beschreiben außerdem Tätigkeiten im Bereich Organisation, Finanzierung und Verwaltung. Dazu gehört, sich „um einen Antrag für den Klimafonds“ (B4, Z. 655) zu kümmern oder in einer „Arbeitsgruppe Antrag und Finanzen“ (B10, Z. 3582) Berichte zu schreiben und Anschaffungen zu protokollieren. Auch das Sammeln von Themen für Plena und deren Vorbereitung werden genannt.

Eine Person betont, die Arbeit im Gartenprojekt „bedeutet nicht, dass alle jetzt auf dem Acker stehen müssen. Manche [...] kümmern sich auch nur so ein bisschen um die Finanzen, ne, oder das Bürokratische, oder Öffentlichkeitsarbeit“ (B6, Z. 2132-2134) und orientiert sich an den Stärken und Schwächen der Teilnehmenden. Die Öffentlichkeitsarbeit bildet somit einen weiteren Tätigkeitsbereich. Genannt werden hier Gartenführungen, Beiträge auf der Website mit Videos, Instagram-Posts oder Nachrichten in Telegram-Gruppen, oder zusammenfassend die

Mitarbeit in einer Arbeitsgruppe Social Media und Fotos. Zudem werden „Erklärtafeln zu den einzelnen, ähm, Anbausachen oder auch generell Konzepten geschrieben“ (B10, Z. 3570-3571), um die Inhalte des Gartenprojekts für die Öffentlichkeit zugänglicher zu machen. Auch werden in diesem Projekt Workshops und Veranstaltungen organisiert und durchgeführt, darunter ein Fermentationsworkshop, welcher auch von mehreren Teilnehmenden aus anderen Projekten benannt wird. Weiterführend ein Blühwiesenspaziergang, Kleidertauschpartys und Flohmärkte sowie eine Küfa, eine Küche für Alle.

In einem anderen Gartenprojekt gibt es ein noch umfangreicheres Veranstaltungsprogramm mit Open-Air-Kinoevents, Konzerten sowie jährlichen Ausstellungen zu gartenrelevanten Themen. Auch Formate zur Ernte und deren gemeinsame Verwertung und Verarbeitung gehören zum Repertoire. In diesem Projekt liegt auch ein großer Fokus auf dem pädagogischen Arbeiten mit Kindern. Eine interviewte Person leitet diese Kindergartengruppen und plant Hochbeete im Vorfeld, die dann gemeinsam mit den Kindern vorbereitet, besät und bepflanzt werden. Dabei geht es den Leitenden darum, Wissen über Anbauplanung, Saatgut und Jungpflanzen zu vermitteln und den Kindern beizubringen, „irgendwie Gemüse selber anzubauen“ (B8, Z. 2404). Zudem wird mit den Kindern gebastelt, es werden Kräuter gesammelt und verarbeitet sowie aus der Ernte Produkte wie „Pesto, Marmelade, Apfelsaft“ (B8, Z. 2410) hergestellt. Darüber hinaus wird eine Familiengruppe gemeinsam geleitet. Insgesamt zeigen die Schilderungen eine vielfältige Projektpraxis, die von praktischer Gartenarbeit über Planung und Organisation bis hin zu Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit reicht.

Durch diese vielfältigen Aufgabenbereiche strukturiert sich ein Projekt in verschiedenen Arbeitsgruppen, die sich thematisch in die Bereiche Gemüseanbau, Gartenpflege, Social Media, Finanzen sowie Veranstaltungen aufteilen. Eine interviewte Person erzählt, diese AGs arbeiten auch viel im Hintergrund, sodass man „auch gar nicht so viel“ (B10, Z. 3543) von ihnen mitbekommt, wenn man nicht selbst Teil davon ist und dass es zur Verhinderung von anfänglicher Überforderung eigentlich eine Person braucht, die neue Menschen „so bisschen an die Hand nimmt“ (B10, Z. 3595). Ihre Rollen in diesen Arbeitsgruppen und in den Gartenprojekten allgemein beschreiben die Interviewten überwiegend als offen, dynamisch und wenig formalisiert. Sie sehen sich und auch die meisten anderen Teilnehmenden des Projekts jedoch nicht in typischen oder fest verteilten Rollen, vielmehr macht jede*r „im Prinzip [...] alles“ (B2, Z. 594) oder „überall so ein bisschen“ (B1, Z. 535). Die Aufgaben wechseln je nach Tag, Motivation und danach, was gerade zu tun ist, „mal pflanzt man Sachen, mal, ähm, hilft man irgendwas zu reparieren, mal macht man irgendwas ganz anderes“ (B1, Z. 570-572). Eine in ihrem

Gartenprojekt eher neue Person beschreibt, dass sie „mit Gemüse und Pflanzen im Gartenbau eigentlich so nicht viel zu tun“ (B5, Z. 698-699) hat, sich das aber wünschen würde.

Diese Offenheit der Rollen wird explizit mit einem hierarchiekritischen Anspruch verbunden: auch wenn es im Projekt Menschen mit mehr Wissen gibt, bei denen Neue Orientierung suchen, bedeutet es für die Interviewten nicht, dass sie über anderen stehen; alle sollen auf einer gleichen Ebene sein. Mehrere Personen ergänzen zudem, dass man im Projekt „gar nicht lange dabei sein muss, um sich wirklich effektiv einbringen zu können“ (B3, Z. 666-667). Es gibt keine Mindestzeit, die man im Garten aktiv gewesen sein sollte, um Aufgaben zu übernehmen. Wenn eine neue Person sagt „hey, ich habe Bock, das zu machen“ (B3, Z. 685-686), kann sie sich beteiligen und auch eigene Ideen umsetzen. Mehrere der Interviewpartner*innen sind jedoch bereits seit Beginn der Gartenprojekte dabei oder bezeichnen sich auch explizit als Gründungsmitglied. Eine Person ist in einem Projekt mit Vereinsstruktur zudem „Vorstandsmitglied [...] das dritte oder vierte Jahr in Folge“ (B6, Z. 1669-1670). Diese Rolle korreliert mit spezifischem Fachwissen und externen Kontakten. So ist die interviewte Person auch „Kommunikator mit städtischen Vertreter*innen“ (B6, Z. 1754), etwa mit dem Umwelt- oder dem Liegenschaftsamt, hat Kontakte zu Baumpfleger*innen und verantwortet gemeinsam mit einer weiteren Person die Gestaltung einer Flächenerweiterung.

In einem anderen Projekt sind einzelne Rollen ebenfalls stärker formalisiert. So gibt es neben den Teilnehmenden des Gartens ein hauptamtliches Team, das sich die Koordinationsaufgaben im Projekt als Lohnarbeit teilt. Eine Person beschreibt ihre Arbeit dort als Mischung aus Koordinativem und Engagement in der Familiengruppe, die als Dreierteam geleitet wird. Eine andere sieht ihren „Fokus [...] eher auf der pädagogischen Arbeit“ (B8, Z. 2379-2380). Bei einer weiteren interviewten Person liegt der „Fokus auf permakulturellen Strukturen“ (B6, Z. 1743), also Bäumen und anderen mehrjährigen Gehölzen. So wird zur Vertiefung des Wissens auch eine „Ausbildung zum Baumwart“ (B6, Z. 1774) begonnen oder von einer anderen Person ein „Permakultur-Design-Kurs“ (B9, Z. 2934) besucht, um mehr fundiertes Wissen in das Gartenprojekt einbringen zu können. Gerade die langjährig Engagierten schildern, dass sie im Verlauf der Zeit bestimmte Schwerpunkte übernommen haben. So war eine interviewte Person „ganz am Anfang [...] vor allen Dingen bei der Gestaltung [...] und bei den biodiversen Komponenten“ (B1, Z. 517-519) beteiligt und kennt sich „auch ein bisschen mit Gemüse aus“ (B1, Z. 524), wodurch sich eine entsprechende Zuständigkeit ergeben hat. Andere sehen sich als Personen, die viel Wissen mitbringen über „alles, was Gemüse angeht“ (B4, Z. 657) und verorten ihre Aufgaben daher „viel im Gemüsebau und vielleicht auch viel in der Organisation und in der Planung“

(B4, Z. 658-659). Auch im Bereich Öffentlichkeitsarbeit und Veranstaltungen werden eigene Schwerpunkte benannt. So sieht eine Person ihre Hauptaufgaben in der Social Media AG, in der transparenten Kommunikation der Termine der Gartentage oder in der Übernahme der Hauptverantwortung bei bestimmten Veranstaltungen wie der kritischen Einführungswoche an der Universität. Ergänzt wird an dieser Stelle, dass die interviewte Person trotzdem „immer gern bei allem dabei [ist], wenn irgendwie grade Menschen irgendwo gebraucht werden“ (B10, Z. 3372-3373).

Neben diesen Schwerpunkten ergeben sich auch teilweise richtige Zuständigkeiten. Die Personen, die jede Woche dabei sind, haben als Ergebnis dessen eher einen Überblick über die Geschehnisse im Garten und übernehmen in einem Projekt auch Verantwortung für einzelne Beete. Auch die Gründer*innen der Projekte sind zum Teil „natürlich mehr involviert“ (B9, Z. 2980-2981), bringen Wissen und Erfahrung mit in das Projekt ein und sind manchmal die Menschen, die „bisschen so den Hut aufhaben und so ein bisschen Aufgaben delegieren“ (B9, Z. 2981-2982). Verantwortung wird teilweise situativ übernommen „wenn sich da keiner jetzt irgendwie berufen fühlt, dann mache ich es halt“ (B6, Z. 1761) und die Person nimmt sich Verpflichtungen an, „wenn ich merke, okay, anscheinend ist es mal wieder meine Rolle so“ (B6, Z. 1764-1765). Mehrfach wird diese eigene Rolle auch als koordinierend beschrieben. Dazu gehören das Organisieren von Gruppen, die Strukturierung des Veranstaltungsprogramms oder das Behalten des Überblicks darüber, „wer macht, wer kann Musik machen, wer kann einen Workshop geben“ (B7, Z. 2456).

Eine Person berichtet, sie ist durch ihre stetige Teilnahme jemand, an den sich Neulinge mit Fragen, was zu tun sei oder wie etwas funktioniert, wenden. Weiter wird erzählt, dass sich mit solch einem längerfristigem Engagement ein Pool an altem Wissen aufbaut, der beispielweise darüber, wen man bei bestimmten Anliegen ansprechen muss oder wie organisatorische Abläufe funktionieren, Orientierung gibt. Eine andere interviewte Person ist bei den regelmäßigen Gartentagen ebenfalls „oft der erste Ansprechpartner“ (B6, Z. 1796).

Während hier strukturelle Zuständigkeiten und Arbeitsbereiche im Vordergrund stehen, wird in einem weiteren Interview die eigene Rolle stärker als persönlicher Entwicklungsprozess beschrieben. Die Person berichtet, mehr Geduld im Umgang mit anderen gelernt zu haben und anderen Meinungen und Sichtweisen mehr Raum zu geben, auch wenn sie selbst „mit die meiste Erfahrung“ (B6, Z. 1978) hat. Damit geht auch ein veränderter Umgang mit Verantwortung und Wissen einher. Man muss „nicht unbedingt vorpreschen“ (B6, Z. 1977), nur weil man glaubt, es besser zu wissen. Zugleich beschreibt die Person, dass sie bei wiederkehrenden Problemen

jedoch durchaus interveniert. Wenn andere „zwei Jahre hintereinander die gleichen Fehler“ (B6, Z. 1983-1984) machen und sich Pflanzen nicht gut entwickeln, werden alternative Vorgehensweisen vorgeschlagen oder ein Aussaat-Workshop zur erneuten Wissensvermittlung angeboten. Andere beschreiben ihre Beteiligung als eher niedrigschwellig und ohne spezifische Verantwortungsübernahme und sich selbst als Person, die „eigentlich nur so da war, um mitzumachen“ (B9, Z. 2912-2913). Die interviewte Person erzählt weiter, dass sie den Gemeinschaftsgarten nicht primär zur eigenen Gemüseversorgung nutzt, sondern weiterhin einen Solawi-Anteil bezieht, auch wenn sie zeitweise überlegt hat, diesen zugunsten eines stärkeren Engagements im Garten aufzugeben.

Insgesamt wird die eigene Rolle überwiegend als flexibel, wenig formal festgelegt und situationsabhängig beschrieben. Zuständigkeiten ergeben sich häufig aus Dauer der Beteiligung, eingebrachtem Wissen, übernommenen Aufgaben oder strukturellen Rahmenbedingungen wie Vorstands- oder hauptamtlichen Funktionen.

Mit Blick auf die zeitliche Entwicklung der Projekte wird deutlich, dass sich auch strukturelle Rahmenbedingungen im Verlauf verändert haben. In einem Projekt lag zu Beginn ein starker Fokus auf interner Strukturentwicklung. Es gab wöchentliche Plena, in denen Teamstruktur und Grundsätze diskutiert wurden. Arbeitsgruppen spielten anfangs eine größere Rolle und es fand mehr Arbeit in diesen AGs statt. Im Zeitverlauf reduzierte sich zudem ihre Zahl und einige Gruppen wurden zusammengelegt, da zu viele Gruppen als „unübersichtlich, auch gerade für neue Leute“ (B10, Z. 3563) wahrgenommen wurden. Andere wurden auch beendet, beispielsweise die Gartengestaltung, da diese irgendwann in ihren Grundzügen abgeschlossen war. Diese Anfangszeit des Gartenprojekts wird auch als Phase intensiver Entwicklung beschrieben. Das Projekt hatte sich „unglaublich weiterentwickelt in den ersten zwei Jahren“ (B1, Z. 1293-1294), während im darauffolgenden Jahr kaum weitere Entwicklung stattgefunden hat. Der materielle Ausgangszustand dieses Gartenprojekts wird rückblickend als eine anfangs vollständig von Brombeersträuchern überwachsene Fläche beschrieben. Auch das gemeinschaftliche Leben veränderte sich. Kochaktionen, die zuvor eher punktuell stattfanden, wurden regelmäßiger, seit eine bestimmte Person kontinuierlich beteiligt ist. Aus eher einmaligen Aktivitäten wie einem Spieleabend entwickelten sich wiederkehrende Formate. Der Wandel umfasst somit sowohl organisatorische Strukturen als auch die physische Gestaltung der Fläche und soziale Formate.

Ein weiteres Projekt entstand zunächst im universitären Rahmen. Ein Dozent machte die Fläche gemeinsam mit Studierenden „das erste Mal urbar“ (B6, Z. 1428) und baute sie mit auf. Zu Beginn war die Gruppe stark akademisch geprägt; mehrere Beteiligte waren Studierende,

teilweise bereits miteinander befreundet. Nach etwa eineinhalb bis zwei Jahren erfolgte eine Umformung der Gartenstruktur und aus dem zunächst als Uniprojekt gestarteten Vorhaben wurde ein gemeinnütziger Verein mit dem Ziel, Wissen und Begeisterung für urbanes Gärtnern breiter zugänglich zu machen. Im weiteren Verlauf erweiterte sich auch der Personenkreis und das Altersspektrum wurde heterogener, inzwischen sind auch Kinder von Mitgliedern regelmäßig dabei. Zudem kamen Personen hinzu, die nicht aus dem universitären Kontext stammen und andere Kompetenzen einbringen, etwa stärker handwerklich-technische Interessen wie den Bau einer Komposttoilette. Auch die Außenwahrnehmung des Projekts veränderte sich. Zu Beginn wurde der Garten „sehr kritisch beäugt“ (B6, Z. 1934), unter anderem wegen Ruhestörungen. Durch viel und kontinuierliche Kommunikationsarbeit mit den Betroffenen „hat sich das auf jeden Fall gebessert“ (B6, Z. 1936-1937). Zudem entstanden neue Austauschformate wie ein Gartenstammtisch, der sich seit einigen Monaten in einer lokalen Kneipe trifft. Strukturell ergaben sich ebenfalls Veränderungen. Inzwischen muss keine Pacht mehr an die Stadt gezahlt werden, da der Garten als Bildungsstandort gilt.

In einem anderen Projekt entwickelte sich ebenfalls die finanzielle, aber auch die personelle Struktur weiter. Während in den ersten Jahren rein ehrenamtlich gearbeitet wurde, kamen später Projektmittel, Honorarstellen und schließlich drei hauptamtliche Stellen hinzu. Die Arbeit wird als „strukturiertes“ (B7, Z. 2332) beschrieben und auch die Anbau-, Ernte- und insgesamt Gartenplanung sind „viel effizienter geworden“ (B7, Z. 2335-2336). Eine frühere HaltBAR-Gruppe, die sich in einer mobilen Outdoor-Küche um die Verwertung und Haltbarmachung der geernteten Lebensmittel kümmerte, wurde in eine flexiblere Taskforce umgewandelt. Auch der Umgang mit Ressourcen wurde professionalisiert. Von einem einzelnen, schnell aufgebrauchten Regenwassertank entwickelte sich das System zu mehreren Sammelbehältern, die über „verschiedene Projektanträge“ (B7, Z. 2707) finanziert wurden. Zudem beschreibt eine interviewte Person, dass sie im Gartenprojekt „viel mehr mulchen als früher“ (B7, Z. 2723).

Abschließend lässt sich festhalten, dass sich die Projekte über die Zeit sowohl organisatorisch als auch inhaltlich deutlich gewandelt haben. Von anfänglich stark ehrenamtlich und akademisch geprägten Strukturen hin zu geregelten Abläufen mit festeren Aufgabenbereichen und Arbeitsgruppen, hauptamtlicher Unterstützung und kontinuierlich erweiterten inhaltlichen Schwerpunkten, wobei auch die Beteiligten und ihre Rollen flexibler und diverser geworden sind.

Für die Zukunft steht für die Interviewten die Weiterentwicklung des Gartens und die Fortführung der Aktivitäten im Vordergrund. Als eine wiederkehrende Grenze hierfür benennen

mehrere Interviewpartner*innen die vorhandenen Flächen, die als begrenzt und nicht beliebig erweiterbar beschrieben werden. Selbst wenn personelle Kapazitäten wachsen würden, „sind das die Grenzen einfach wirklich, [...] dass die Fläche nicht einfach willkürlich, wenn wir uns im Rahmen der Gesetze bewegen wollen, nicht willkürlich ausgeweitet werden können“ (B6, Z. 2118-2120). Damit verweist die interviewte Person sowohl auf die konkrete Größe des Geländes als auch auf rechtliche und eigentumsbezogene Rahmenbedingungen, die eine Expansion erschweren. Gleichzeitig wird diese räumliche Begrenzung nicht ausschließlich als Einschränkung, sondern auch als Möglichkeit gesehen, neue Wege zu gehen. Eine Person spricht an dieser Stelle beispielsweise Experimente mit vertikalen Anbauformen wie Pflanztürmen an. Darüber hinaus werden auch als räumlich begrenzende Komponente die Stadt- und auch Dorfgrenzen benannt, verbunden mit der Klarstellung, „weil wir wollen ja keine Produkte jetzt irgendwie für einen Riesenmarkt oder sowas an den Start bringen“ (B6, Z. 2123-2124). Diese Begrenzung verweist damit zugleich auf den inhaltlichen Kern des Projekts. Es versteht sich nicht als expansives Produktionsvorhaben, sondern als lokal verankertes, überschaubares Angebot für die Stadtbevölkerung. Die räumlichen und strukturellen Grenzen stabilisieren somit auch die Selbstverortung als kleines, gemeinwohlorientiertes Projekt im urbanen Kontext.

Neben diesen räumlichen Grenzen werden von allen Projekten auch personelle und finanzielle Kapazitäten als zentrale Herausforderungen genannt. Es muss dafür gesorgt werden, „dass wir immer wieder neue Menschen irgendwie ansprechen, um in den Garten zu kommen“ (B8, Z. 2761-2762). Zugleich müssen ausreichende Mittel vorhanden sein, um weiterhin Arbeitsmaterialien wie hochwertiges Saatgut zu beschaffen. An dieser Stelle werden auch die politischen Rahmenbedingungen als Problembereich benannt. Kritisiert wird insbesondere eine Förderlogik, die, so eine Person, in Deutschland und anderen westlichen Industrieländern weiterhin „Größe und Masse subventioniert [...] und nicht Qualität und Vielfältigkeit“ (B6, Z. 2185-2186). Aus dieser Perspektive werden vor allem kleinstrukturierte, ökologische Betriebe nicht ausreichend unterstützt und es fehlt an einer politischen Priorisierung von Vielfalt und nachhaltiger Produktion. In einem anderen Projekt wird ebenfalls auf die schwierige Finanzierungssituation verwiesen. Dort arbeite man mit einer Mischfinanzierung und bemühe sich kontinuierlich um Projektmittel und weitere Förderungen. Gerade in der aktuellen Zeit werde es jedoch „immer schwieriger“ (B7, Z. 2773), sich entsprechende Gelder zu sichern.

Trotz dieser Grenzen äußern die interviewten Personen Optimismus für die Zukunft und inhaltlich stehen vor allem Themen wie die Kreislaufwirtschaft und effektiveres Kompostieren im Fokus, ebenso wie Forschungs- und Ausprobierformate, um Lern- und Lehrprozesse

auszubauen. In diesem Zusammenhang verweist eine Person mit Blick auf eine stärkere wissenschaftliche Anbindung ausdrücklich auf das aktuell geführte Interview als „genau das, was wir wollen“ (B1, Z. 1321). Die Beteiligten äußern zudem den Wunsch, dass das Projekt langfristig bestehen bleibt, weiterhin Erträge hervorbringt und sich auch inhaltlich weiterentwickelt: „Dass es weitergeht und natürlich auch, dass es noch wächst und [...] dass wir sagen, hey, wir können das vielleicht noch anbauen“ (B3, Z. 1229-1234).

Auch die Präsenz der Gartenprojekte in der Öffentlichkeit soll gestärkt werden, beispielsweise durch Kooperationen mit Organisationen wie dem BUND oder durch Medienberichte. Bildungsarbeit wird ebenfalls als wesentlicher Bestandteil gesehen, umgesetzt etwa durch Workshops, offene Gartentage oder die Einbindung die universitäre Lehre. Die Projekte möchten auch weiterhin ein besonderes Augenmerk darauflegen, die Stadtbevölkerung und insbesondere Kinder für Gartenarbeit und Nachhaltigkeit zu begeistern und einen Mehrwert zu schaffen. Eine Person wünscht sich, dass ihr Gartenprojekt „halt auch so ein kleines Vorzeigeprojekt ist“ (B9, Z. 3099) und von Außenstehenden gesehen und positiv wahrgenommen wird. Mit der stärkeren öffentlichen Sichtbarkeit wird darüber hinaus eine gesellschaftliche Wirkung verbunden. So wird von einer Person darauf verwiesen, dass in Deutschland gemessen am Einkommen anteilig vergleichsweise wenig Geld für Lebensmittel ausgegeben wird. Das Gartenprojekt soll dazu beitragen, eine größere Wertschätzung für Lebensmittel und deren Produktion zu fördern.

Besonders hervorgehoben wird bei diesem Blick in die Zukunft zudem erneut die Bedeutung personeller Dynamik. Auch wenn bestimmte Innovationsmöglichkeiten als begrenzt wahrgenommen werden, wird ergänzt: „Aber vielleicht ist da auch noch ganz viel mehr und neue Leute bringen neue Ideen“ (B1, Z. 1336-1337). Der stetige Zulauf und der Wechsel von Beteiligten werden damit als zentrales Potenzial für zukünftige Impulse und Chancen für Veränderungen im Garten beschrieben, etwa durch zusätzliche Schilder, eine attraktive Gestaltung der Flächen oder neue Projekte wie Teiche. Hierfür wird es als unerlässlich beschrieben, einen möglichst niedrigschwelligen Zugang in das Projekt zu bieten sowie neue Menschen gut in bestehende Strukturen einzugliedern und langfristig an das Projekt zu binden, beispielsweise durch ein gutes Onboarding-Konzept. Es wird der Wunsch formuliert, „dass es immer noch weitere Menschen gibt, die zu uns kommen“ (B10, Z. 3484), sei es, um einfach nur zu gärtnern oder auch um eigene Ideen einzubringen. Der Garten wird dabei explizit als unkommerzielle Fläche verstanden, die genutzt werden kann, wenn Personen sagen: „Hey, ich hatte eine coole Idee, können wir euren Space dafür nutzen“ (B10, Z. 3489). Ein universitäres Gartenprojekt betont zudem, bewusst auch Nicht-Studierende ansprechen zu wollen, „was mal mehr, mal weniger geht“

(B10, Z. 3488), und Menschen zu erreichen, „die vielleicht auch nicht unbedingt auf dem Nawi-Campus studieren“ (B10, Z. 3499) Insgesamt hoffen die Beteiligten, dass die Gartenprojekte langfristig erhalten bleiben, weiterhin Menschen aktiviert und Zusammenarbeit gefördert werden und dass sie als unkommerzielle Lern- und Erfahrungsfläche sichtbar bleiben. Gleichzeitig sollen die Gärten Wissen über Selbstversorgung und Gemeinschaft vermitteln und dazu beitragen, dass diese Erfahrungen und „Message vom Garten“ (B10, Z. 3502) über die Projektgrenzen hinaus weitergetragen werden.

4.4 Gemeinschaft und soziale Beziehungen

Soziale Interaktionen und Austausch in den Gartenprojekten erfolgen meist im Arbeitsprozess. So beschreibt eine Person das Entstehen von Wissensaustausch: „Ich hab halt keine Ahnung davon. Dann häng ich mich immer an B1 und sag so, was muss ich tun?“ (B2, Z. 587-589). Wissen wird hier situativ weitergegeben und in konkrete Handlungen übertragen. Ähnlich wird geschildert, dass sich Tätigkeiten gegenseitig gezeigt werden, wenn sie von neueren Menschen erstmals ausgeführt werden. Der Austausch bezieht sich dabei nicht nur auf gärtnerische Fertigkeiten, sondern auch auf Perspektiven und Einschätzungen. Die Teilnehmenden lernen „nochmal andere Dinge kennen“ (B4, Z. 992) und nehmen „andere Sichtweisen“ (B2, Z. 1128) wahr.

Neben der praktischen Zusammenarbeit werden gemeinschaftliche Situationen des Verweilens und Gesprächs hervorgehoben. Mehrfach wird von den Interviewten beschrieben, dass nach der Arbeit nicht alle direkt nachhause gehen, sondern oftmals noch zusammensitzen, man „chillt einfach nochmal eine Runde“ (B3, Z. 895). Auch an Gartentagen, in denen wenig zu tun ist, bleibt man trotzdem vor Ort und isst oder trinkt noch etwas gemeinsam. Für die kältere Jahreszeit wird geschildert, dass häufig in der Gruppe gemeinsam gekocht wurde um anschließend „mit irgendwie was Warmen zu sitzen in der Kälte“ (B1, Z. 732-733).

Auch in andere Gartenprojekten gibt es neben den Gesprächen bei der Arbeit Formate wie ein Picknick oder einen Gartenstammtisch in einer Bar, damit eine andere Gesprächsebene erreicht wird und auch Privates und nicht nur Tätigkeiten im Projekt zur Sprache kommen. Darüber hinaus werden verschiedene wiederkehrende soziale Formate benannt, darunter Spieleabende, Weihnachtsfeiern, Sommer- und Gartenfeste sowie bei Gartenprojekten mit festeren Strukturen auch Mitgliederversammlungen. Teilweise bestehen Kontakte und Freund*innenschaften auch außerhalb dieser Formate und des Gartens, indem man sich abseits dieser Veranstaltungen trifft und gemeinsamen Aktivitäten wie Bouldern oder Nachhilfe nachgeht. Eine Person erzählt von

einem Gartenkontakt, der sie sogar im Auslandssemester besucht hat, die beiden „sind auch so noch in Kontakt“ (B10, Z. 3434). Gleichzeitig werden auch Situationen benannt, in denen Interaktion weniger ausgeprägt ist. So berichtet eine Person davon, es sei im Gartenprojekt auch möglich, allein zu arbeiten oder sich passiv zu verhalten, während andere tätig sind, wenn dies eher der eigenen Tagesform und den aktuellen sozialen Kapazitäten entspricht.

Ein weiterer Schwerpunkt liegt auf dem Austausch von Wissen und Erfahrungen, insbesondere im kulinarischen Kontext. Genannt werden Fermentationsworkshops, das gemeinsame Haltbarmachen in einer Outdoor-Küche sowie das Weitergeben von Rezepten oder „kulinarische[n] Ideen“ (B6, Z. 1596). Insbesondere bei den Fermentationsworkshops geht es darum, über niedrigschwellige Zugänge durch „irgendwelche trendigen Rezepte oder so, wie Kimchi zum Beispiel“ (B6, Z. 1584) Interesse zu wecken und die Menschen für mehr zu begeistern. Hierbei ist es ein großes Anliegen, gemeinsam aus dem Garten und über seine Lebensmittel zu lernen und Menschen neues Wissen mit auf den Weg zu geben. Ein Austausch von Rezepten findet primär informell „zwischenmal kurz direkt mit beim Gärtnern“ (I, Z. 3010-3011) statt, gleichzeitig wird aus einem Projekt von dem Versuch berichtet, diesen stärker zu strukturieren.

Auch gemeinschaftliche Arbeits- und Ernteprozesse werden von den Interviewpartner*innen als Interaktionsräume beschrieben. So wird die fertige Ernte gemeinschaftlich freigegeben: „es kann jeder nehmen, was er möchte, was sie möchte“ (B7, Z. 2554), ohne formale Regulierung, „das regelt sich von selbst“ (B7, Z. 2555). Auch in einem anderen Gartenprojekt orientiert sich die Verteilung daran, dass die Teilnehmenden „so viel mitnehmen wie wir [uns] selber realistisch vorstellen können auch zu verarbeiten“ (B10, Z. 3311-3312). Größere Aktionen wie eine Apfeleernte mit 20 bis 25 Personen oder die Beteiligung zahlreicher Ehrenamtlicher an Ernte- und Frühlingfesten, von denen eine interviewte Person berichtet, verdeutlichen, dass die Projekte auch über ihren festen Teilnehmendenkreis hinaus mobilisieren und Menschen aus dem weiteren sozialen Umfeld zur aktiven Mitwirkung anregen können.

Schließlich werden auch strukturierte beziehungsweise formalisierte Austauschformate von den Interviewpartner*innen genannt. Als Hauptaustauschraum eines Projekts wird das regelmäßig stattfindende Plenum beschrieben, in dem Inhalte dokumentiert und zugänglich gemacht werden. Ergänzend dazu existieren Gruppentreffen, AG-spezifische Besprechungen sowie digitale Infrastrukturen wie eine Cloud oder ein Linktree, um Wissen zu bündeln und für neue Mitglieder verfügbar zu halten.

Besonders anschaulich zeigen sich solche gemeinschaftlichen Lern- und Entwicklungsprozesse auch in den Berichten zu den Kindergruppen eines Projekts. Hier werden wiederholt

Situationen geschildert, in denen diese Prozesse über einen längeren Zeitraum hinweg beobachtet werden können. So wird beschrieben, dass Kinder, „die am Anfang so damit gar nichts anfangen können“ (B7, Z. 2529-2530), im Verlauf zunehmend selbstständiger werden, viel dazulernen und beispielsweise stolz beim Kartoffeln legen die Abstände einhalten und „auch mal die anderen korrigieren“ (B7, Z. 2533). Auch die Rolle der begleitenden Erwachsenen wird thematisiert. Die interviewte Person betont, dass sich das Projekt auf das Anbieten der Gartentätigkeiten fokussiert und die Eltern weiterhin selbst für ihre Kinder verantwortlich sind. Zugleich wird beschrieben, dass es bei der Teilnahme jedoch dazu gehört, „mal so über den Tellerrand zu gucken und auch zu gucken, was machen denn die anderen Kinder grade oder wer ist denn da im Baum und auf dem morschen Ast“ (B7, Z. 2548-2549) und dadurch Verantwortung im gemeinsamen Raum zu übernehmen. Besondere Momente gemeinschaftlicher Erfahrung werden hier vor allem in der wiederkehrenden Teilnahme sichtbar. Für eine interviewte Person ist es „natürlich schon einfach immer schön“ (B8, Z. 2571), die Kinder nach einigen Wochen Beteiligung von Weitem ankommen zu hören und wahrzunehmen, dass sie mittlerweile voller Vorfreude und Begeisterung dabei sind. Darüber hinaus wird geschildert, dass die Kinder zunehmend „Eigeninitiativideen mit reinbringen, was sie denn gerne machen würden, was sie denn gerne mal kochen würden oder was sie vielleicht auch gerne mal anbauen würden“ (B8, Z. 2577-2579). Insgesamt machen die Aussagen der Interviewpartner*innen deutlich, dass soziale Interaktionen und Austausch in den Gartenprojekten sowohl im praktischen Tun als auch im gemeinsamen Verweilen, in organisierten Formaten und in darüberhinausgehenden Kontakten stattfinden.

Diese Formen der Gemeinschaft werden als emotional bedeutsames Erleben beschrieben, das mit Vertrauen, Zugehörigkeit und Verbundenheit verknüpft ist. So thematisieren mehrere Interviewpartner*innen das ihnen entgegengebrachte Grundvertrauen als zentralen Aspekt, was „natürlich auch total“ (B4, Z. 681-682) motiviert. Ein anderer besonders prägnanter Moment wird geschildert, als die bei der ersten Teilnahme eingebrachte Idee des Anlegens eines Barfußpfades unmittelbar von den anderen aufgegriffen wurde. Dies hat bei der interviewten Person ein starkes Willkommensgefühl erzeugt und das Gefühl vermittelt, „direkt in die Gemeinschaft aufgenommen“ (B10, Z. 3407-3408) worden zu sein.

Diese Gemeinschaft wird von den Interviewten wiederholt in familiären Metaphern beschrieben, auch wenn sie erst seit kurzer Zeit im Projekt mit dabei sind. So heißt es: „für mich ist das ein bisschen wie eine Familie“ (B1, Z. 718) oder „ich fühl mich wie in einer Familie“ (B5, Z. 949). Der Garten wird außerdem als „kleines Zuhause“ (B1, Z. 727-728) beschrieben, als ein

Ort, an dem sich die Interviewten einfach wohl fühlen. Die gemeinsame Zeit im Projekt wird als ein „nettes, sehr, sehr nettes Zusammenleben“ (B2, Z. 802) beschrieben. Eine interviewte Person betont, man kann im Gartenprojekt „einfach so sein, wie man ist“ (B3, Z. 871), ohne sich verstellen oder verstecken zu müssen und dass dies für sie etwas sehr Besonderes ist. Ebenso wird ergänzt, dass eine Person bereits an ihrem ersten Gartentag „diesen positiven Vibe irgendwie gemerkt“ (B3, Z. 883-884) hat. An anderer Stelle wird hervorgehoben, dass es eine „schöne Gemeinschaft“ (B7, Z. 2544) ist, aufeinander zu achten und auch Verantwortung für andere Teilnehmende oder deren Kinder zu übernehmen.

Das Erleben von Gemeinschaft wird dabei nicht ausschließlich an gemeinsame Aktivitäten wie die Gartenarbeit gebunden. Eine Person betont, Gemeinschaft besteht „nicht nur unbedingt, wenn man was zusammen macht, sondern wenn man irgendwie beisammen ist. So nebeneinander existiert“ (B1, Z. 811-813). Ergänzend wird beschrieben, dass der Garten für die Interviewten ein Ort ist, den man „gefühl in jedem Gemütszustand“ (B4, Z. 913) aufsuchen kann, unabhängig davon, ob man gestresst, schlecht oder gut gelaunt ist. Die Stimmung verbessert sich vor Ort häufig, und zugleich besteht die Möglichkeit, sich entsprechend der eigenen Bedürfnisse zu verhalten. Man kann entweder Ruhe suchen und sich etwas erholen oder sich körperlich auslasten, je nachdem was man gerade braucht. Gerade diese Offenheit, unterschiedliche Bedürfnisse innerhalb der Gemeinschaft leben zu können, wird von den Interviewpartner*innen als besonders wertvoll wahrgenommen.

Gleichzeitig werden bestimmte Situationen von mehreren Teilnehmenden als besonders gemeinschaftlich wahrgenommen, etwa wenn man zusammensitzt, „seine Suppe löffelt und nochmal entspannt quatscht“ (B4, Z. 939-940). Auch Spieleabende oder Sommerfeste werden von mehreren Personen als Momente beschrieben, in denen man spürt, wie diese Gemeinschaft „auf eine sehr spezielle und sehr wertschätzende Art und Weise ähm zusammensteht und funktioniert“ (B8, Z. 2582-2583). Besonders sichtbar wird dies auch in herausfordernden Situationen. Während der Corona-Hochphase wurde den Teilnehmenden eines Gartenprojekts deutlich, „wie wichtig es den Menschen war, einfach zu kommen“ (B7, Z. 2525-2526) und Wege zu finden, sich trotz auferlegter Einschränkungen und Kompromissen zum Gärtnern zu treffen. Dass viele „unter diesen widrigen Bedingungen“ (B7, Z. 2526) einfach dranblieben, wird von der interviewten Person rückblickend als „ganz wichtiger Moment“ (B7, Z. 2527) beschrieben, in dem sich die Tragfähigkeit der Gemeinschaft besonders deutlich zeigte.

Darüber hinaus wird Gemeinschaft über geteilte Werte und ähnliche Vorstellungen beschrieben. Es wird darauf verwiesen, dass die Personen im Gartenprojekt alle „zumindest ähnliche

Ansichten“ (B2, Z. 779-780) haben und alleine darauf basierend erstaunlich gut zusammenpassen. Auch eine „Bubble, das heißt Leute, mit denen ich mich verstehe, wo man irgendwie ein ähnliches Mindset hat“ (B9, Z. 2874-2875) oder insgesamt ähnliche Vorstellungen von Gemeinschaft werden genannt. Solche geteilten Haltungen spiegeln sich zudem in konkreten Arbeitsweisen wider. So wird etwa die gemeinsame Nutzung eines kleinen Büroraums beschrieben, bei der die Teilnehmenden auch ohne vorherige Absprachen auf einer ähnlichen Ebene agieren und unkonventionell sowie unkompliziert mit dem arbeiten, „was einfach da ist“ (B7, Z. 2662). Wenn Ideen entwickelt werden müssen, um Vorhaben umzusetzen, für die nicht immer finanzielle Mittel eingesetzt werden können, sehen die interviewten Personen darin einen Raum, in dem sie ihre eigene Kreativität „voll ausleben [...] können, hm, und da nicht schief angeguckt zu werden“ (B8, Z. 2694-2695), etwa wenn mit gebrauchten Materialien gearbeitet wird. Gleichzeitig wird Diversität als tragendes und wertvolles Element hervorgehoben. Unterschiedliche Fähigkeiten, Werkzeuge und Wissensbestände ergänzen sich, „der Mix macht es eben“ (B6, Z. 1900).

Daran anschließend wird Gemeinschaft auch als Raum persönlicher Entwicklung beschrieben. So berichtet eine Person, sie hat sich selbst weiterentwickelt, „weil ich, ja, fasziniert bin und angefixt wurde durch diese starken Personen, die da stehen und was darstellen“ (B6, Z. 1578-1580); dieser Enthusiasmus hat bei ihr Respekt hervorgerufen und motivierend gewirkt. Ein weiteres Beispiel hierfür zeigt sich in einer Begegnung mit einem technisch orientierten Besucher ohne bisherigen Bezug zum ökologischen Kontext, dem durch das Probieren einer ihm unbekanntem Pflanze „eine neue Welt eröffnet“ (B6, Z. 1945) wurde. Er hatte erkannt, „wow, da gibt es was zu entdecken“ (B6, Z. 1951), das ihm zuvor fremd gewesen ist. Darin zeigt sich „diese soziale Komponente“ (B6, Z. 1960-1961) der Gartenprojekte, dass Menschen auch aus anderen sozialen oder beruflichen Kontexten entwicklungsfähig sind und durch gemeinsame Erfahrungen Wertschätzung und Begeisterung für die Gemeinschaftsgärten entstehen können.

Mehrere Interviewpartner*innen berichten zudem von besonderen Momenten kollektiver Leistung, die die Gruppe weiter zusammenschweißen, denn „man fühlt sich ja doch irgendwie dann verbunden, wenn man da irgendwie sowas zusammen geschafft hat“ (B10, Z. 3435-3436). Eine weitere Person erzählt beispielsweise von einem Gartentag, an dem bis in die anbrechende Dunkelheit gearbeitet wurde, weil „wir wollen das schon noch fertig kriegen, bevor es richtig dunkel wird“ (B9, Z. 2958-2959), und beschreibt das anschließende Gefühl mit den Worten: „ja, cool, jetzt haben wir richtig was geschafft“ (B9, Z. 2959-2960). Rückblickend wird diese Situation als „ein ganz schöner Moment“ (B9, Z. 2963) charakterisiert. Auch eine andere Person hebt

hervor, dass das gemeinsame Gestalten des Gartens prägend ist: „wir haben das zusammen gestaltet“ (B1, Z. 724-725) und jedes Mal, wenn sie vor Ort ist, denkt sie „boah, was haben wir geschafft? Also was haben wir hier zusammen gemacht?“ (B1, Z. 726), was sie explizit als Ausdruck „dieses Gemeinschaftsding[s]“ (B1, Z. 727) beschreibt. Dass diese Gemeinschaft die Gruppe nicht nur zusammenbringt, sondern auch langfristig an das Projekt bindet, wird von einer weiteren Person betont. Sie beschreibt, dass besondere Formate wie Sommerfeste oder Weihnachtsfeiern wichtige Momente sind, in denen die Gruppe wieder zueinander findet und das Zusammengehörigkeitsgefühl gestärkt wird, denn obwohl im Gartenalltag oft alle ihrem eigenen Aufgabenbereich nachgehen, ist es letztlich meistens die Gemeinschaft, „was die Leute auch hält“ (B10, Z. 3391).

Insgesamt wird Gemeinschaft als ein vielschichtiges Erleben beschrieben, das Vertrauen, Offenheit, geteilte Werte und das gemeinsame Bewältigen von Aufgaben umfasst und sowohl in alltäglichen Momenten des Beisammenseins als auch in besonderen kollektiven Erfahrungen spürbar wird. Die Interviewten berichten, dass es in dieser Gemeinschaft insgesamt nur wenige Konflikte gibt und die Gruppe sich „über das gemeinsame Tun, [das] in der Erde arbeiten“ (B7, Z. 2538-2539) definiert. Als Beispiel hierfür wird erneut das reibungslose Aufteilen der Ernte angeführt.

Obwohl die Gemeinschaft im Gartenprojekt also überwiegend positiv erlebt wird, sind Spannungen und kleinere Konflikte ebenfalls Teil der Projekte. So berichtet eine interviewte Person, dass Frustration entstehen kann, wenn unterschiedliche Erwartungen kollidieren und trotzdem in basisdemokratischen Konsensentscheidungen zusammenfinden müssen, beispielsweise zwischen jenen, die das Gärtnern eher gemütlich einmal pro Woche betreiben möchten „um was draußen zu machen“ (B6, Z. 1684-1685), und denen, die sich tief reindenken und komplexere Vorhaben verfolgen wollen. Die begrenzten Kapazitäten des ehrenamtlich getragenen Projekts verstärken diese Spannungen. Wiederholte Einweisungen, eine gewisse Überwachung der Arbeitsschritte und das eigene Bedürfnis, bestimmte Aufgaben korrekt umzusetzen, werden hier als belastend empfunden. Insbesondere, wenn von anderen Personen, die ebenfalls seit mehreren Jahren im Projekt dabei sind, Fragen kommen „was gerade zu dieser Saison jetzt irgendwie ansteht“ (B6, Z. 1808), wird das als ein anstrengender Teil der gemeinschaftlichen Arbeit eingeordnet. Die Interviewten berichten jedoch, dass aus diesen vereinzelt Spannungen zwischen Einzelpersonen, etwa durch eben die unterschiedlichen Arbeitsstile oder Perfektionismus, selten größere Auseinandersetzungen entstehen.

Darüber hinaus kann es zu Schwierigkeiten durch externe Besucher*innengruppen kommen. So wird aus einem Projekt berichtet, dass einige Jugendliche den öffentlich zugänglichen Garten eher zum Freizeitverbringen nutzen und Rückstände wie Müll hinterlassen. Dies wird als „kein richtiger Konflikt, sondern eher so eine Art Duldung“ (B9, Z. 3105) beschrieben. Solange die Jugendlichen, die sonst „eventuell nicht so viel Platz in der Stadt haben“ (B6, Z. 1906-1907), den Garten als angenehmen Ort wahrnehmen und respektieren sowie wissen, „okay, das ist irgendwie ein schöner Ort, da kann man chillen“ (B9, Z. 3110-3111), wird die Situation akzeptiert. Es wird ergänzt, das wäre „ja besser, als wenn sie irgendwie durch den Garten rennen und, äh, weiß nicht, Gemüse ausrupfen oder Pflanzen zertrampeln oder so.“ (B9, Z. 3111-3112). Die aktuellen Konflikte in den Gartenprojekten werden somit eher als temporäre Reibungen, Duldungen oder kleinere Frustrationen charakterisiert.

4.5 Nachhaltigkeit als Deutung und Praxis

Vor ihrem Engagement in den Gartenprojekten hatten die interviewten Personen sehr unterschiedliche Zugänge zu Nachhaltigkeit. Für einige war das Thema eng mit einer grundsätzlichen Gesellschaftskritik verbunden. So beschreibt eine Person, dass sie bereits vor der Teilnahme am Projekt für sich reflektiert hat, „wie das so mit der Nachhaltigkeit ist und dem Ganzen, wie wir ja auch in Deutschland quasi so leben“ (B5, Z. 975-976). Die gegenwärtige Entwicklung wird teilweise als „falscher Weg“ (B5, Z. 977) wahrgenommen, verbunden mit dem Wunsch, alternative Lebens- und Wirtschaftsweisen konkret zu erproben: „Ich möchte halt einfach auch mal erleben, wie es halt anders geht. Mal ausprobieren, was möglich ist“ (B5, Z. 978-979). In diesem Zusammenhang wird Nachhaltigkeit auch als Generationenthema gerahmt und ein eigenes Umweltbewusstsein betont. Auch für andere Interviewpartner*innen war es „eigentlich schon vorher quasi so ein Thema“ (B3, Z. 1020-1021). In manchen Biografien war Nachhaltigkeit von Beginn an Teil der eigenen Sozialisation. So sind die Eltern einer interviewten Person „auch so Ökos“ (B1, Z. 1141). Das Thema Nachhaltigkeit war hier schon immer ein Teil des Lebens, und wurde in manchen Fällen beispielsweise durch ein entsprechendes Studium im Bereich Umwelt- oder Nachhaltigkeitsmanagement auch in das berufliche Leben weitergeführt. Entsprechend wird festgehalten, dass Nachhaltigkeit „vorher eben auch schon sehr wichtig“ war (B9, Z. 3067).

Demgegenüber stehen Biografien, in denen Nachhaltigkeit zunächst keine Rolle spielte. Mehrere Interviewpartner*innen berichten: „als Jugendlicher und in der Ausbildung war ich, glaub ich, gar nicht umweltbewusst“ (B2, Z. 1035-1036) oder „ich bin nicht als Öko erzogen worden

oder so, also gar nicht“ (B6, Z. 1424). Teilweise wird dies mit dem sozialen und geografischen Umfeld erklärt, in dem nachhaltige Fragen „nie so ein, so ein Thema bei uns irgendwie“ (B2, Z. 1038-1039) waren. Erst im Studium hatte sich dann das Bewusstsein verändert. Dies geschah nicht zuletzt aus ökonomischen Gründen, vor allem durch begrenzte finanzielle Mittel, die ein anderes Konsumverhalten erforderlich machten. Auch familiäre Vorbilder, wie ein Vater, der „auch eigentlich alles“ (B2, Z. 1047) repariert, werden als prägend beschrieben. Insgesamt wird deutlich, dass das Nachhaltigkeitsverständnis vor der Teilnahme biografisch unterschiedlich ausgeprägt war. Es reicht von anfänglicher Distanz über eine schrittweise Sensibilisierung bis hin zu einer früh verankerten, auch akademisch und beruflich fundierten Auseinandersetzung.

Im Zuge der Teilnahme an den Gartenprojekten konkretisiert und erweitert sich dieses Verständnis deutlich. Nachhaltigkeit wird dabei zunehmend als alltagspraktische Haltung beschrieben, die sich im bewussten Umgang mit Ressourcen zeigt. So wird etwa betont, „man pflückt dann halt auch nur so viel, wie man braucht“ (B1, Z. 161) und damit eine generelle Praktik im Garten erklärt. Dieses Prinzip der Bedarfsorientierung erscheint dabei nicht als bewusste Entscheidung, sondern als selbstverständlicher Bestandteil gärtnerischer Praxis und steht exemplarisch für eine breitere Intensivierung nachhaltiger Handlungsweisen, die sich bei mehreren Teilnehmenden im Laufe der Projektbeteiligung beobachten lässt. Nachhaltige Konsumpraktiken wie Kleidung lange zu tragen oder Gebrautes zu nutzen, statt etwas Neues zu kaufen, sind zuvor schon Teil des eigenen Lebensstils gewesen, können nun jedoch, begünstigt durch ein soziales Umfeld, in dem ähnliche Werte geteilt werden und nachhaltige Praktiken als selbstverständlich gelten, noch mehr ausgelebt werden.

Gleichzeitig verändert sich die Wahrnehmung im Alltag. Wenn Dinge nicht erneut benutzbar oder wiederverwertbar sind, „nervt mich das massiv“ (B2, Z. 1058). Insbesondere Themen wie Biodiversität oder regionale Produktion werden bewusster wahrgenommen. Von mehreren Interviewpartner*innen wird betont, im Garten viel erfahren und gelernt zu haben, was ihnen „auch vorher noch nie bewusst“ (B2, Z. 1084) war. Nachhaltigkeit erscheint dabei als Lern- und Erfahrungsprozess, der stark vom sozialen Umfeld abhängt. Eine Person beschreibt es als strukturelles Problem, dass ohne entsprechende Impulse durch Familie oder Umfeld viele nachhaltigkeitsbezogene Themen schlicht unbekannt bleiben, „weil viele dieses Umfeld halt nicht haben“ (B2, Z. 1092-1093). Erst durch den Wechsel vom Dorf in die Stadt für das Studium haben sich „ganz viele Sichtweisen geändert“ (B2, Z. 1094-1095), verbunden mit einer selbstkritischen Neubewertung früherer Haltungen. Neue Lebenskontexte können folglich konkrete Verhaltensänderungen nach sich ziehen, etwa der bewusste Abschied vom Auto nach dem Umzug

in die Stadt, denn „Auto in der Stadt, das stört ja eigentlich nur“ (B2, Z. 1109) und die dauerhafte Umstellung auf das Fahrrad. Eine andere interviewte Person wiederum gibt an, dass das Gartenprojekt an ihren Verhaltensweisen „jetzt eigentlich gar nicht so viel dran geändert“ hat (B1, Z. 1145) und ihr nicht unbedingt etwas einfällt, was sie direkt übernommen hätte.

Zugleich wird Nachhaltigkeit inhaltlich breiter gefasst. Sie umfasst für die Interviewten nicht nur ökologisches Verhalten, sondern auch soziale, ökonomische und politische Dimensionen. Eine Person verdeutlicht dies am Beispiel der Permakultur, die ihrer Einschätzung nach häufig auf bestimmte Anbaumethoden reduziert wird, dabei aber weit mehr umfasst, nämlich auch „diese sozialen Komponenten und wie wir miteinander interagieren“ (B6, Z. 1562-1563) sowie einen bewussten Umgang mit Ressourcen. Nachhaltiges Wirtschaften wird dabei als Möglichkeit verstanden, Lebensqualität zu steigern, anstatt als bloße Einschränkung oder moralische Bürde. Qualität, Regionalität und die Wertschätzung kleinteiliger Strukturen werden hier von der interviewten Person in den Vordergrund gestellt.

Besonders deutlich wird dies auch in der Auseinandersetzung mit Saatgut. Es wird als kostbarer Schatz beschrieben, dessen Erhalt nicht „große[n] industrielle[n] oder oder ähm, ja, extrem kapitalistische[n] Strukturen“ (B6, 2019-2020) überlassen werden darf. Große, industrialisierte Agrarsysteme werden kritisch gesehen, während regionale, vielfältige und gemeinschaftlich getragene Modelle wie etwa die solidarische Landwirtschaft als zukunftsfähige Alternativen charakterisiert werden. Nachhaltigkeit wird hier mit „Dezentralität, also und Kleinstrukturiertheit“ (B6, Z. 2036) verknüpft. Angepasst werden die aus diesen Prinzipien resultierenden Praktiken jeweils an die verschiedenen Standorte der Betriebe, „weil unterschiedliche Standorte bringen unterschiedliche Bedingungen mit sich“ (B6, Z. 2061-2062). Die interviewte Person betont weiter, Nachhaltigkeit darf kein „plakativer Begriff“ (B6, Z. 2066) bleiben, sondern muss tatsächlich dazu beitragen, langfristige Lebensgrundlagen zu sichern und jene Menschen zu unterstützen, die qualitativ hochwertige Lebensmittel und Umweltleistungen erbringen.

Andere Interviewpartner*innen berichten, wie sich ihr verändertes Nachhaltigkeitsverständnis in konkreten Handlungen auf praktischer Ebene zeigt und niedrigschwellig mit anderen Menschen geteilt wird. In einem Projekt wird der gemeinsame sparsame Umgang mit Wasser hervorgehoben, andere Gärten nutzen im Rahmen des erlangten Kreislaufdenkens städtisches Laub als Ressource für die Beete, „weil die das sonst irgendwie entsorgen müssen und sich freuen, wenn sie es da, äh, deponieren können“ (B9, Z. 3052-3053). Auch wird von Tricks zur besseren Lagerung von Lebensmitteln für eine verlängerte Haltbarkeit und einer Weitergabe von übrigen Setzlingen an Freund*innen, „die dann das auf dem Balkon angepflanzt haben“ (B10, Z. 3325)

berichtet. Solches Wissen wird von den Teilnehmenden als Ressource verstanden, die gemeinschaftlich erlernt und weitergegeben wird. Darüber hinaus beschreibt eine interviewte Person die im Garten angebauten Lebensmittel als „eins der nachhaltigsten angebauten Produkte“ (B10, Z. 3316-3317), die sie konsumiert, begründet durch den kurzen Transportweg vom Projekt nach Hause, der problemlos mit dem Fahrrad zurückgelegt werden kann. Nachhaltigkeit bedeutet somit für viele, „das irgendwie zu leben und in die Praxis zu bringen“ (B9, Z. 3041-3042) und lebendige Systeme zu schaffen. Insgesamt zeigt sich für die Interviewpartner*innen eine Verschiebung von einem abstrakten oder moralisch gerahmten Begriff hin zu einem erfahrungsbasierten und praxisorientierten Verständnis, das ökologische, soziale und politische Dimensionen miteinander verbindet.

Aus den Berichten über die Arbeit in den Gartenprojekten wird weiter deutlich, wie Nachhaltigkeit nicht auf persönliche Haltungen beschränkt bleibt, sondern praktisch umgesetzt und konkret erfahrbar gemacht wird. Beispielsweise werden von den interviewten Personen biodiversitätsfördernde Maßnahmen wie Blühstreifen, „so Nisthilfen für Insekten und sowas“ (B1, Z. 522) oder Sandarien für Wildbienen beschrieben. Auch die biologische Anbauweise ohne chemisch-synthetische Dünge- oder Pflanzenschutzmittel sowie Mischkulturen und eine Kreislaufwirtschaft sowie die Vermeidung von Food Waste durch Kompostierung werden als selbstverständlich erachtet.

Die Interviewten benennen zahlreiche weitere konkreten Praktiken: klimafreundliche Methoden der Haltbarmachung wie Fermentieren oder Einkochen als Alternative zum Einfrieren, sparsamer Umgang mit Wasser durch gezieltes Gießen am Abend, der Gebrauch von Laub zur Bodenabdeckung, Komposttoiletten oder die Nutzung von Naturfarben beim Anstreichen eines als Aufenthaltsraum genutzten Containers. Ressourcenschonung zieht sich dabei „wie so ein roter Faden“ (B7, Z. 2608) durch die Gartenaktivitäten. Selbst gebaute Konstruktionen entstehen aus „vererbten und geschenkten Schrauben“ (B2, Z. 1053) und anderen wiederverwerteten Materialien. Saatgut wird „möglichst regional“ (B7, Z. 2624) bezogen und „bei den Tomaten zum Beispiel oder bei Salat oder auch mal bei Rucola oder so“ (B7, Z. 2626-2627) teilweise selbst gewonnen und getrocknet. Zudem werden keine Hybrid- oder gentechnisch veränderten Sorten verwendet. Viele Materialien werden, wenn möglich, als Spenden von Unterstützenden bezogen, bevor Neuanschaffungen getätigt werden. Insbesondere aus der Anfangsphase eines Projekts berichten dessen Teilnehmende davon, zahlreiche Gartengeräte, Einkochtöpfe oder Weckgläser von Personen erhalten zu haben, „die einfach, äh Gärten früher hatten, aber vielleicht aus Altersgründen ihn aufgegeben haben und einfach froh waren, wenn sie [...] ihre

Sachen an uns übergeben konnten“ (B7, Z. 2638-2641). Auf diese Weise entstand ein Fundus an Materialien, der den ressourcenschonenden Grundsatz des Projekts von Beginn an prägte und bewusst beibehalten wurde. Erst wenn sich benötigte Gegenstände nicht über solche Wege beschaffen lassen, wird gezielt eingekauft, wobei lokale Bezugsquellen bevorzugt und große Onlinehändler bewusst gemieden werden, denn „wir bestellen eigentlich nicht bei Amazon“ (B7, Z. 2645-2646). Anstelle eines eigenen Büros ist das Projekt zudem Teil einer Bürogemeinschaft und teilt sich dort einen Raum. Viele Dinge, die in anderen Arbeitsplätzen als notwendig gelten, werden von diesen interviewten Personen nicht als unverzichtbar angesehen. Auch bei Veranstaltungen wird mit dem gearbeitet, was bereits da ist, und Gebrauchtes genutzt, denn „man muss ja bei Marburg nur einmal durch die Oberstadt gehen und mal die ganzen Geschenkekisten räumen und schon hat man wieder die äh Tassenkiste mit 20 neuen, skurrilen Tassen gefüllt“ (B7, Z. 2663-2666).

Darüber hinaus wird Nachhaltigkeit organisatorisch gedacht. Eine interviewte Person berichtet, dass von Beginn an die Frage im Raum stand, wie das Projekt langfristig erhalten bleiben kann, insbesondere vor dem Hintergrund unsicherer institutioneller Rahmenbedingungen, etwa der Möglichkeit, dass die Fläche durch die Universität wieder entzogen werden könnte. Nachhaltigkeit wurde hier explizit als Aufgabe verstanden, Strukturen so aufzustellen, „dass das Projekt bleibt“ (B1, Z. 1147). Zentral war dabei die Überlegung, wie möglichst viele Menschen eingebunden werden können und wie Wissen sowie Verantwortung so weitergegeben werden, dass das Gartenprojekt auch dann fortbesteht, wenn sich einzelne Aktive zurückziehen. Diese Ziele werden rückblickend als erreicht beschrieben. In diesem Zusammenhang wird Nachhaltigkeit auch als Kompetenz im Projektaufbau reflektiert. Es geht einer interviewten Person nicht nur um die soziale Komponente vor Ort, sondern darum, „wie man nachhaltig so ein Projekt aufbaut und erhält“ (B1, Z. 1180-1181). Es ist auch ein Anliegen, dass der Garten im Vergleich zu einem normalen Beet an sich fortbesteht und „quasi sich selbst versorgt“ (B5, Z. 1202-1203), ohne dass jedes Jahr Flächen umgegraben und neue Setzlinge eingepflanzt werden müssen.

Zugleich wird Nachhaltigkeit in mehreren Gartenprojekten als Bildungsauftrag verstanden. Ziel mehrerer interviewter Personen ist es, insbesondere jüngere Menschen für ökologische Zusammenhänge zu sensibilisieren und Begeisterung zu wecken. Über Projekte mit Schulkindern, Bildungsangebote oder Multiplikator*innenarbeit soll nachhaltiges Handeln weitergetragen werden und man möchte andere Menschen „ermuntern, auch auf dem Balkon selbst was anzubauen oder sich mit anderen zusammzutun, einen Schrebergarten zu mieten oder zu pachten und einfach so da auch äh diese Schritte zu gehen, einfach auch äh, in bestimmten Umständen

einfach Gemüse oder Kräuter selbst anzubauen“ (B7, Z. 2427-2431). Die Zertifizierung eines Projekts im Bereich Bildung für nachhaltige Entwicklung (BNE) sowie die Auseinandersetzung mit den Sustainable Development Goals verdeutlichen diesen Anspruch. Das Ergebnis dieser selbstreflektierten Auseinandersetzung wird auch als Plakat im Garten ausgestellt und ist für die Teilnehmenden „immer ein bisschen so Erinnerung auch so daran, einfach dranzubleiben“ (B7, Z. 2622-2623).

Auch weitere politische und gesellschaftliche Bezüge sind präsent. Die Gartenprojekte vernetzen sich mit Umweltorganisationen wie dem „BUND und sowas“ (B3, Z. 1013), beteiligen sich an Filmveranstaltungen „zu diesen agrarpolitischen Themen“ (B7, Z. 2470-2471) und verstehen sich als Teil eines größeren Transformationsprozesses. Insgesamt wird Nachhaltigkeit in den Projekten nicht als Zusatzaspekt oder individuelles Verhalten verstanden, sondern als grundlegendes Organisationsprinzip, das Anbauweisen, Materialbeschaffung, Wissensaustausch, Bildungsarbeit und politische Vernetzung gleichermaßen durchzieht. Damit verbindet sich auch der Anspruch auf strukturelle Veränderung, denn Nachhaltigkeit wird in diesen Projekten nicht nur gedacht, sondern kontinuierlich praktiziert und weiterentwickelt.

5. Diskussion

Die Ergebnisse der qualitativen Interviews werden im Folgenden vertiefend interpretiert und kritisch diskutiert. Dazu werden zunächst thematische Schwerpunkte im Datenmaterial anhand der Codierhäufigkeiten herausgearbeitet, bevor die fünf Unterfragen aufgegriffen und mit Blick auf die übergeordnete Forschungsfrage, wie urbane Gartenprojekte Alltagspraktiken und soziale Beziehungen im Kontext von Ernährung und Nachhaltigkeit verändern, zusammengeführt werden. Daran anschließend werden übergreifende Schlussfolgerungen mit Bezug auf den theoretischen Rahmen der Community Food Initiatives formuliert. Abschließend werden Limitationen der Arbeit reflektiert und Ansatzpunkte für weitere Forschung aufgezeigt.

5.1 Thematische Schwerpunkte im Material

Eine übergreifende Betrachtung der Codierhäufigkeiten gibt Aufschluss darüber, welche Themen in den Interviews besonders stark vertreten sind und welche inhaltlichen Zusammenhänge sich daraus ergeben. Bei der Interpretation der folgenden Häufigkeiten ist zu berücksichtigen, dass diese im Sinne einer heuristischen Verdichtung zu verstehen sind. Sie geben Hinweise darauf, welche Themen im Material besonders präsent waren, erlauben jedoch keine

unmittelbaren Rückschlüsse auf die objektive Bedeutung einzelner Kategorien, da Häufigkeiten in qualitativen Daten auch von der Gesprächsführung, dem Interviewleitfaden und dem individuellen Erzählstil der Interviewten beeinflusst werden.

Mit insgesamt 56 codierten Textstellen stellt „Veränderungen der Ernährung/Aktuelle Ernährung im Alltag“ die am häufigsten von den Interviewpartner*innen angesprochene Unterkategorie dar, gefolgt von „Wahrnehmung der (eigenen) Rolle(n)“ (54x), „Soziale Interaktionen und Austausch“ (53x) sowie „Erleben von Gemeinschaft“ (49x). Diese Verteilung verweist darauf, dass die Interviewten ihre Beteiligung an den Projekten vor allem über drei Dimensionen beschreiben: die Veränderung alltäglicher Ernährungspraktiken, die aktive Auseinandersetzung mit der eigenen Rolle im Projekt sowie die soziale Einbettung in eine Gemeinschaft. Auffällig ist dabei der deutliche Kontrast zwischen den Kategorien „Erleben von Gemeinschaft“ (49x) und „Spannungen und Konflikte“ (8x), was unterstreicht, dass Konflikte zwar Teil der Projektpraxis sind, im Erleben der Teilnehmenden jedoch eine untergeordnete Rolle spielen. Hierzu ist anzumerken, dass in den Interviews Konflikte ausschließlich in Bezug auf ein Projekt thematisiert wurden und dort überwiegend von einer einzelnen Person. Ebenso bemerkenswert ist der Unterschied innerhalb des Themenbereichs Nachhaltigkeit. Während „Nachhaltigkeit im Projekt“ mit 44 Nennungen stark vertreten ist, wurde das „Nachhaltigkeitsverständnis vor der Teilnahme“ lediglich 12-mal codiert. Das deutet darauf hin, dass die Teilnehmenden ihre Nachhaltigkeitspraxis stärker im Kontext des Projekts verorten und dort mehr darüber erzählen können als aus dem Bereich ihrer biografischen Vergangenheit. Insgesamt zeigt die Verteilung der Codierhäufigkeiten, dass die sozialen und praktischen Dimensionen der Projektbeteiligung im Material deutlich stärker repräsentiert sind als etwa strukturelle oder konfliktbezogene Aspekte. Sie bildet nun den Ausgangspunkt für die folgende inhaltliche Interpretation der Ergebnisse.

5.2 Interpretation der Ergebnisse

Hinsichtlich der Motive, persönlichen Bezüge und Teilnahmeformen zeigt sich, dass der Einstieg in die Projekte selten auf einem einzigen Grund basiert ist. Praktisches Interesse am Gärtnern, der Wunsch nach sozialer Einbindung, biografische Prägungen aus Kindheit und Ausbildung sowie fachliche oder berufliche Anknüpfungspunkte verbinden sich zu individuell unterschiedlichen, aber strukturell ähnlichen Beweggründen. Damit wird bereits hier deutlich, dass die Projekte weniger einen Neuanfang markieren als vielmehr einen Rahmen bieten, in dem bereits vorhandene Interessen, Werte und Erfahrungen konkret erprobt und vertieft werden können. Entscheidend ist dabei die niedrigschwellige und flexible Angebotsstruktur der Projekte,

da sie einen Einstieg ohne formale Voraussetzungen und eine Beteiligung in unterschiedlicher Intensität ermöglicht. Die Teilnahme entwickelte sich bei den meisten Interviewpartner*innen bald von einer gelegentlichen Aktivität zu einer routinierten Alltagspraxis, die bewusst in den Wochenplan integriert wird und weit über reine Freizeitgestaltung hinausgeht. Zudem überschreiten einige Projekte die Grenzen der eigenen Kerngruppe. Der Garten wird hier als offener, geteilter Raum erlebt, der nicht ausschließlich dem internen Engagement dient, sondern auch anderen Menschen zur Verfügung steht und von diesen besucht wird. Die gemeinschaftlich geschaffene Atmosphäre und die gestaltete Umgebung werden somit nach außen hin sichtbar und wirksam.

Ob und wie sich Ernährungspraktiken durch die Projektbeteiligung verändern, fällt individuell unterschiedlich aus. Bei einem Großteil der interviewten Personen waren nachhaltigkeitsorientierte Ernährungspraktiken bereits vor der Projektbeteiligung vorhanden; die Projekte verstärken und konkretisieren diese, anstatt sie neu zu erzeugen. Damit bestätigt sich auf der Ebene der Ernährungspraktiken ebenfalls das übergeordnete Muster: Nicht die Projektteilnahme erzeugt nachhaltige Orientierungen, sondern sie gibt bereits vorhandenen Haltungen einen alltagspraktischen Rahmen, in dem sie sich konkretisieren und festigen können. Besonders deutlich zeigt sich in diesem Kontext eine stärkere Orientierung an Regionalität und Saisonalität sowie ein veränderter Umgang mit Lebensmitteln. Wer zum Beispiel sein oder ihr Gemüse selbst anbaut, entwickelt eine andere Wertschätzung für die konsumierten Produkte und die Bedingungen ihrer Entstehung. Darüber hinaus entstehen neue Praktiken der Haltbarmachung und Resteverwertung. Dies geschieht nicht primär aus ideologischer Überzeugung, sondern als pragmatische Antwort auf Erntemengen und Überschüsse. Gleichzeitig bleiben Veränderungen in ihrer Tiefe unterschiedlich ausgeprägt, denn nicht alle Interviewten berichten von grundlegenden Verschiebungen; finanzielle Hürden beim Zugang zu nachhaltigeren Lebensmitteln bleiben auch durch die Projektbeteiligung bestehen.

Die Beschreibungen der Interviewten zeigen insgesamt ein Rollenverständnis, das sich zwischen Offenheit, informeller Zuständigkeit, fachlicher Spezialisierung und hierarchiekritischem Anspruch bewegt. Wie die Beteiligten ihre Rolle im Projekt erleben und gestalten, wird überwiegend als flexibel, situationsabhängig und dynamisch dargestellt. Zuständigkeiten entstehen dabei weniger durch formale Zuweisungen als vielmehr durch die Dauer der Beteiligung, eingebrachtes Wissen, persönliche Interessen oder die Übernahme konkreter Aufgaben im Projektalltag. Der explizit hierarchiekritische Anspruch der meisten Projekte spiegelt sich in der Alltagspraxis wider, denn auch wenn es Menschen gibt, die mehr Wissen oder Erfahrung

mitbringen, wird daraus keine feste Machtposition geschaffen. Im Zeitverlauf zeigen alle drei Projekte eine Entwicklung von ehrenamtlichen oder informellen Anfängen hin zu strukturierteren Formen mit festeren Aufgabenbereichen, Vereinsstrukturen oder hauptamtlichen Stellen. Diese Professionalisierung ermöglicht einerseits mehr Kontinuität und organisatorische Stabilität, bringt andererseits aber auch Spannungen mit dem ursprünglichen Anspruch auf Offenheit und Spontaneität mit sich.

Mit Blick auf soziale Beziehungen und Gemeinschaftsdynamiken wird deutlich, dass die Gartenprojekte weit mehr als nur Produktionsorte für Lebensmittel sind. Soziale Bindungen entstehen primär im gemeinsamen Tun und im informellen Verweilen nach der Arbeit, weniger durch geplante Gemeinschaftsformate. Ein Garten wird von den Interviewten als Ort beschrieben, an dem ein Grundvertrauen in andere Teilnehmende selbstverständlich ist, an dem man so sein kann, wie man ist, und der in jedem Gemütszustand aufgesucht werden kann. Diese emotionale Qualität erklärt, warum die Gemeinschaft so schnell mit familiären Metaphern beschrieben wird. Gleichzeitig zeigen die Ergebnisse, dass diese Gemeinschaft auf geteilten Werten und ähnlichen Haltungen basiert, was ihren Zusammenhalt begründet, aber auch auf eine gewisse soziale Ähnlichkeit der Teilnehmenden verweist. Dass sie so schnell als bedeutsam und tragfähig erlebt wird, erklärt sich nicht zuletzt daraus, dass die Teilnehmenden bereits mit einer ähnlichen Grundorientierung in die Projekte einsteigen. Die soziale Bindung beginnt also nicht von Grund auf, sondern knüpft wie bei der Thematik der nachhaltigkeitsorientierten Ernährungspraktiken an bereits Vorhandenem an. Konflikte sind vorhanden, bleiben aber überwiegend auf der Ebene unterschiedlicher Arbeitsstile und Erwartungen und werden selten zu grundlegenden Auseinandersetzungen. Problematiken mit außenstehenden Personen sorgen zwar zum Teil für Arbeit und emotionale Belastung, sie werden jedoch überwiegend als beherrschbar und als Teil eines vielschichtigen Miteinanders wahrgenommen.

Beim Nachhaltigkeitsverständnis der Teilnehmenden zeigt sich eine deutliche Verschiebung von einem abstrakten, teils moralisch aufgeladenen Begriff hin zu einem erfahrungsbasierten, praxisorientierten Verständnis, das ökologische, soziale und politische Dimensionen miteinander verbindet. Auch hier bestätigt sich das übergeordnete Muster: Nachhaltigkeit wird in den Projekten nicht neu erfunden, sondern in eine gemeinschaftliche, alltagspraktische Form überführt, die bereits vorhandene Werte und Orientierungen konkretisiert und vertieft. Sie wird im Projektalltag nicht erst vermittelt, sondern praktiziert, in Form von Anbauweisen, Materialbeschaffung, Wissensaustausch und Projektorganisation. Dabei entwickeln die Teilnehmenden ein differenziertes Urteilsvermögen, das über einfache Konsumkategorien hinausgeht und

strukturelle Fragen von Produktion, Regionalität und politischer Förderung einschließt. Nachhaltigkeit wird so zu einem Prinzip, das die gesamte Projektpraxis durchzieht: von der Anbauweise über den Umgang mit Materialien bis hin zur Frage, wie das Projekt selbst langfristig bestehen kann.

Insgesamt zeigen die Ergebnisse, dass urbane Gartenprojekte die Alltagspraktiken und sozialen Beziehungen ihrer Teilnehmenden weniger durch grundlegenden Wandel verändern als durch eine Vertiefung und Konkretisierung dessen, was bereits vorhanden war. Dies zeigt sich auf mehreren Ebenen gleichzeitig: Ernährungspraktiken werden nachhaltiger, bewusster und kreativer, soziale Beziehungen entstehen auf einer Basis von Vertrauen und geteilten Werten, und Nachhaltigkeit wandelt sich vom abstrakten Begriff zur gelebten Alltagspraxis. Was die Projekte dabei besonders auszeichnet, ist nicht ein einzelner dieser Effekte, sondern ihr Zusammenspiel als gleichzeitiger Lernort, Gemeinschaftsraum und politischer Erfahrungsraum, der niedrigschwellig, alltagstauglich und emotional bedeutsam ist.

5.3 Schlussfolgerungen im Kontext von Community Food Initiatives

Ein zentrales Ergebnis dieser Arbeit ist, dass urbane Gartenprojekte bestehende Werte, Praktiken und Interessen ihrer Teilnehmenden vertiefen und konkretisieren, anstatt grundlegend neu zu erzeugen. Wer in die Projekte einsteigt, bringt in den meisten Fällen bereits eine gewisse Sensibilität für Ernährung, Nachhaltigkeit oder Gemeinschaft mit, sei es durch familiäre Prägung, ein entsprechendes Studium oder veränderte Lebenskontexte wie einen Umzug vom Land in die Stadt. Genau diese bereits vorhandene Sensibilität ist es, die das Interesse am Projekt überhaupt erst weckt. Der Garten fungiert dann als entscheidender Impuls, diese Haltungen auch konkret zu erproben und bietet eine Struktur, die es ermöglicht, bereits vorhandene Bereitschaft in alltagstaugliche Praxis zu übertragen und sie konkret zu erproben, auszuleben und weiterzuentwickeln. Dies deckt sich mit der in der CFI-Forschung beschriebenen Tendenz, dass alternative Ernährungsinitiativen überproportional von bereits sensibilisierten, bildungsnahen Bevölkerungsgruppen genutzt werden (Guthman, 2011), auch wenn die Projekte sich selbst als offen und niedrigschwellig verstehen.

Eng damit verbunden ist die Frage, wie Veränderungen in den Projekten überhaupt entstehen. Die Interviews zeigen, dass sich Ernährungspraktiken, Nachhaltigkeitsbewusstsein und soziale Bindungen weniger durch Überzeugung oder Wissensvermittlung verändern, sondern vor allem durch das konkrete Tun im Garten. Durch den eigenen Anbau wird unmittelbar erfahrbar, wie viel Zeit und Aufwand hinter einem Lebensmittel stecken, welche Bedingungen Pflanzen

brauchen und wie sich Saisonalität im Alltag anfühlt. Dieses durch Erfahrung erworbene Wissen und neu gewonnene Wertschätzung erzeugen eine andere Qualität von Haltung und Praxis als eine kognitive Auseinandersetzung alleine es könnte. Besonders deutlich wird dies an den neuen Praktiken der Haltbarmachung und Resteverwertung, die meist nicht aus einer bewussten Entscheidung für mehr Nachhaltigkeit hervorgehen, sondern als pragmatische Antwort auf Entmenungen und Überschüsse entstehen. Der Garten schafft damit Situationen, in denen nachhaltiges Handeln nicht als Verzicht oder moralische Anforderung erlebt wird, sondern als naheliegende und sinnvolle Praxis. Dieser Erkenntnis knüpft an Flora & Bregendahl (2012) an, die am Beispiel der solidarischen Landwirtschaft zeigen, dass die Weitergabe von praktischem Wissen innerhalb einer Gemeinschaft kollektive Lernprozesse anstößt. Ein solches Muster lässt sich in den hier untersuchten urbanen Gartenprojekten in ähnlicher Weise beobachten.

Ein Aspekt, der in den Interviews besonders deutlich hervortritt, ist die soziale Dimension der Projekte, die über ihre Funktion als Orte der Lebensmittelproduktion weit hinausgeht. Was die Teilnehmenden wiederholt hervorheben ist nur nicht die Gartenarbeit selbst, sondern auch die sozialen Erfahrungen, die im Projektalltag entstehen: ein Raum, der Offenheit und Verlässlichkeit verbindet und in dem Zugehörigkeit nicht vermutet werden muss, sondern im gemeinsamen Tun erfahrbar wird. Diese Beobachtungen knüpfen an die von Rosol (2023) formulierte Kritik und benannte Forschungslücke an, dass soziale Aspekte in der Erforschung zu Alternative Food Networks bislang vernachlässigt werden. Die Ergebnisse dieser Arbeit legen nahe, dass die soziale Dimension kein ausblendbarer Nebeneffekt ist, sondern ein zentrales Element, das die Bindung an das Projekt, die Kontinuität der Teilnahme und die Tiefe der Veränderungsprozesse erst ermöglicht.

Damit unterscheiden sich die hier untersuchten Projekte deutlich von Ergebnissen aus der Solawi-Forschung, die zeigen, dass das Zugehörigkeitsgefühl innerhalb von CSAs häufig gering ausgeprägt ist und soziale Beziehungen von vielen Mitgliedern als eher nebensächlich wahrgenommen werden (Brehm & Eisenhauer, 2008; Adam, 2006). Bei den hier interviewten Personen hingegen nimmt die soziale Dimension einen zentralen Stellenwert ein. Sie wird nicht als Begleiterscheinung der Gartenarbeit erlebt, sondern von vielen Teilnehmenden explizit als einer der wichtigsten Aspekte ihrer Beteiligung beschrieben. Dieser Unterschied lässt sich zumindest teilweise auf die Struktur der Projekte zurückführen, da die regelmäßigen, meist wöchentlichen Gartentage eine Kontinuität der Begegnung schaffen, die beispielweise in Solawis, in denen Arbeitseinsätze unregelmäßiger stattfinden und die Mitgliedschaft häufig stärker konsumorientierten Motiven folgt, so nicht gegeben ist.

Ein weiterer zentraler Aspekt, der die Projekte auszeichnet, ist ihr Umgang mit Nachhaltigkeit. Diese wird weder als Thema noch als Ziel verstanden, sondern als grundlegendes Prinzip, das die gesamte Projektpraxis durchzieht. Von der Anbauweise über den Umgang mit Materialien bis hin zur Frage, wie das Projekt selbst langfristig bestehen kann, ist nachhaltiges Handeln in den Alltag der Gartenprojekte fest integriert, ohne dass es explizit eingefordert werden muss. Dabei entwickeln die Teilnehmenden im Laufe ihrer Beteiligung ein erweitertes Nachhaltigkeitsverständnis, das ökologische, ökonomische, soziale und auch politische Dimensionen miteinander verbindet und über einfache Konsumententscheidungen weit hinausgeht. Kritische Positionen gegenüber industrieller Landwirtschaft, Fragen der Saatgutvielfalt oder die Ablehnung großer Onlinehändler bei projektbezogenen Anschaffungen verweisen darauf, dass die Projekte sich implizit als Teil eines größeren gesellschaftlichen Wandels verstehen. Wissen über nachhaltige Praktiken wird sich dabei nicht individuell angeeignet, sondern gemeinschaftlich erlernt und aktiv weitergegeben: an Freund*innen, in Workshops oder durch die pädagogische Arbeit mit Kindern. Damit entfalten die Projekte eine Wirkung, die über ihre eigenen Grenzen hinausreicht und nachhaltige Praktiken und Haltungen in weitere soziale Netzwerke und Lebensbereiche trägt.

5.4 Limitationen und Ausblick

Bei der Interpretation der Ergebnisse sind einige methodische und inhaltliche Einschränkungen zu berücksichtigen. Die Stichprobe umfasst zehn Personen aus drei Projekten im Raum Gießen-Marburg, was eine geografische und strukturelle Begrenztheit mit sich bringt. Da die qualitative Grundlage der Interviews auf Tiefe statt Breite ausgerichtet ist, war dies jedoch kein Hindernis für die Beantwortung der Forschungsfrage. Dennoch ist zu beachten, dass die Rekrutierung über die Projekte selbst sowie über persönliche Kontakte dazu geführt haben dürfte, dass primär besonders engagierte und reflektierte Teilnehmende befragt wurden. Perspektiven von Menschen, die eher am Rande der Projekte beteiligt sind oder diese wieder verlassen haben, bleiben damit unterrepräsentiert.

Darüber hinaus unterscheiden sich die drei untersuchten Projekte in ihrer Struktur. Während zwei Projekte offen und niedrighschwellig zugänglich sind, weist das dritte eine stärker formalisierte Bildungsausrichtung mit festen Gruppen und Kooperationen mit Schulen und Kindergärten auf. Diese strukturellen Unterschiede erschweren eine direkte Vergleichbarkeit der Ergebnisse, bereichern jedoch zugleich die Bandbreite der untersuchten Projektformen.

Mit Blick auf zukünftige Forschung wären insbesondere Verlaufsstudien aufschlussreich, die Veränderungen in Alltagspraktiken und sozialen Beziehungen über einen längeren Zeitraum hinweg verfolgen und damit die Frage beantworten könnten, ob die hier beschriebenen Effekte nachhaltig sind oder sich mit der Zeit abschwächen. Darüber hinaus wäre es interessant, gezielt Menschen zu befragen, die den Einstieg in ein Gartenprojekt erwogen, aber letztlich nicht vollzogen haben, um besser zu verstehen, welche strukturellen oder sozialen Barriere eine Beteiligung verhindern. Angesichts der in dieser Arbeit festgestellten sozialen Homogenität der Projektgemeinschaften wäre zudem eine stärker diversitätsorientierte Forschungsperspektive wünschenswert, die untersucht, wie urbane Gartenprojekte für marginalisierte und bislang unterrepräsentierte Bevölkerungsgruppen zugänglicher gestaltet werden könnten.

6. Fazit

Die vorliegende Arbeit hat sich mit der Frage beschäftigt, wie urbane Gartenprojekte die Alltagspraktiken und sozialen Beziehungen ihrer Teilnehmenden im Hinblick auf Ernährung und Nachhaltigkeit verändern. Auf der Grundlage qualitativer Interviews wurden entlang von fünf Unterfragen Motive und Teilnahmeformen, Ernährungs- und Konsumpraktiken, Projektpraxis und Rollenverständnis, soziale Beziehungen in der Gemeinschaft sowie Nachhaltigkeitsverständnis und -praxis untersucht. Insgesamt machen die Ergebnisse dieser Arbeit deutlich, dass urbane Gartenprojekte auf mehreren Ebenen gleichzeitig wirken. Sie verändern Ernährungspraktiken, schaffen soziale Zugehörigkeit und machen Nachhaltigkeit zur gelebten Alltagspraxis. Diese Wirkungen sind selten grundlegend transformativ, aber sie sind real, alltagstauglich und enden nicht an den Projektgrenzen, da Teilnehmende erworbenes Wissen, veränderte Haltungen und neue Praktiken in ihr soziales Umfeld und andere Lebensbereiche weitertragen. Für die Forschung zu Community Food Initiatives unterstreicht diese Arbeit, dass die soziale Dimension urbaner Gartenprojekte keine Begleiterscheinung ist, sondern ein zentrales Element, das Veränderungsprozesse erst ermöglicht und trägt. Damit knüpft sie an die von Rosol (2023) formulierte Kritik an der Vernachlässigung sozialer Aspekte in der CFI-Forschung an und liefert empirische Hinweise darauf, dass gerade die Regelmäßigkeit der Begegnung und die Offenheit der Projektstrukturen entscheidend für die Tiefe dieser sozialen Einbindung sind.

Urbane Gartenprojekte sind keine Lösung für die großen Fragen der Ernährungswende oder gesellschaftlichen Transformation, denn ihre Wirkung bleibt häufig auf kleinere Nischen beschränkt oder wird vom bestehenden Ernährungssystem so aufgenommen, dass dessen

grundlegende, nicht nachhaltige Strukturen weitgehend unverändert bestehen bleiben (Kropp, 2018). Aber sie sind Orte, an denen Menschen konkret erleben, dass ein nachhaltigeres und gemeinschaftlicheres Leben keine Utopie bleiben muss und in denen dieses Wissen gemeinsam gelebt und weitergegeben wird. Denn auch wenn die Transformation der Gesellschaft die Möglichkeiten einzelner Ernährungsbewegungen übersteigt, können diese durchaus eine treibende Kraft für die Veränderung von Ernährungssystemen sein und damit als Bausteine eines umfassenderen gesellschaftlichen Wandels wirken (Holt Giménez & Shattuck, 2011). In einer Zeit, in der Ernährung zunehmend von industriellen Strukturen und Marktlogiken geprägt wird und nachhaltige Lebensstile oft als individuelle Verzichtleistung gerahmt werden, zeigen diese Projekte, dass eine andere Form des Wirtschaftens, Konsumierens und Zusammenlebens nicht nur denkbar, sondern diese Veränderung auch als gemeinschaftliche, sinnstiftende und alltägliche Praxis möglich ist: getragen von Fürsorge statt Profit, Kreislauf statt Konsum und Gemeinschaft statt Konkurrenz.

7. Literaturverzeichnis

- Adam, K. L. (2006). *Community Supported Agriculture*. Butte, MT: ATTRA-National Sustainable Agriculture Information Service. www.attra.ncat.org/attra-pub/PDF/csa.pdf
- Azunre, G. A., Amponsah, O., Peprah, C., Takyi, S. A., & Braimah, I. (2019). A review of the role of urban agriculture in the sustainable city discourse. *Cities*, *93*, 104–119. <https://doi.org/10.1016/j.cities.2019.04.006>
- Birchall, J., & Simmons, R. (2004). What Motivates Members to Participate in Co-operative and Mutual Businesses? *Annals of Public and Cooperative Economics*, *75*(3), 465–495. <https://doi.org/10.1111/j.1467-8292.2004.00259.x>
- Bîrhală, B., & Möllers, J. (2014). *Community supported agriculture: Is it driven by economy or solidarity?* (Working Paper No. 144). Discussion Paper. <https://www.econstor.eu/handle/10419/92936>
- Brehm, J., & Eisenhauer, B. (2008). Motivations for Participating in Community-Supported Agriculture and Their Relationship with Community Attachment and Social Capital. *Journal of Rural Social Sciences*, *23*(1). <https://egrove.olemiss.edu/jrss/vol23/iss1/5>
- Brown, C., & Miller, S. (2008). The Impacts of Local Markets: A Review of Research on Farmers Markets and Community Supported Agriculture (CSA). *American Journal of Agricultural Economics*, *90*(5), 1296–1302. <https://doi.org/10.1111/j.1467-8276.2008.01220.x>
- Campusgarten an den NaWis (@campusgarten.nawi) (o. J.). - *Instagram-Fotos und -Videos*. <https://www.instagram.com/campusgarten.nawi/> (12. Dezember 2025)
- Cone, C. A., & Myhre, A. (2000). Community-Supported Agriculture: A Sustainable Alternative to Industrial Agriculture? *Human Organization*, *59*(2), 187–197. <https://www.jstor.org/stable/44126935>
- Diekmann, M., & Theuvsen, L. (2019). Soziale Nachhaltigkeit durch Community Supported Agriculture: Hält das Konzept, was es verspricht? *Soziologie und Nachhaltigkeit*, *5*(1), 91–110. <https://doi.org/10.17879/sun-2019-2473>

- Enquete-Kommission (2002): Bürgerschaftliches Engagement: auf dem Weg in eine zukunftsfähige Bürgergesellschaft. (Abschluss)Bericht der Enquete-Kommission "Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements" des Deutschen Bundestags. Drucksache 14 / 8900, Berlin.
- Flora, C. B., & Bregendahl, C. (2012). Collaborative Community-supported Agriculture: Balancing Community Capitals for Producers and Consumers. *The International Journal of Sociology of Agriculture and Food*, 19(3), 329–346.
<https://doi.org/10.48416/ij saf.v19i3.208>
- Forssell, S., & Lankoski, L. (2015). The sustainability promise of alternative food networks: An examination through “alternative” characteristics. *Agriculture and Human Values*, 32(1), 63–75. <https://doi.org/10.1007/s10460-014-9516-4>
- GartenWerkStatt (o. J.). *Über uns*. <https://www.gartenwerkstatt.de/> (12. Dezember 2025)
- Goodman, D., DuPuis, E. M., & Goodman, M. K. (2012). *Alternative Food Networks: Knowledge, Practice, and Politics*. Routledge. <https://doi.org/10.4324/9780203804520>
- Guthman, J. (2011). *If They Only Knew: The Unbearable Whiteness of Alternative Food*. <https://doi.org/10.7551/mitpress/8922.003.0018>
- Guthman, J., Morris, A. W., & Allen, P. (2006). Squaring Farm Security and Food Security in Two Types of Alternative Food Institutions. *Rural Sociology*, 71(4), 662–684.
<https://doi.org/10.1526/003601106781262034>
- Hale, J., & Carolan, M. (2018). Cooperative or Uncooperative Cooperatives? Digging into the Process of Cooperation in Food and Agriculture Cooperatives. *Journal of Agriculture, Food Systems, and Community Development*, 8(1), 113–132. <https://doi.org/10.5304/jaf-scd.2018.081.011>
- Helfferrich, C. (2022). Leitfaden- und Experteninterviews. In N. Baur & J. Blasius (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung* (S. 875–892). Springer Fachmedien. https://doi.org/10.1007/978-3-658-37985-8_55
- Hibbert, S., Piacentini, M., & Dajani, H. A. (2003). Understanding volunteer motivation for participation in a community-based food cooperative. *International Journal of Non-profit and Voluntary Sector Marketing*, 8(1), 30–42. <https://doi.org/10.1002/nvsm.199>

- Holt Giménez, E., & Shattuck, A. (2011). Food crises, food regimes and food movements: Rumbblings of reform or tides of transformation? *The Journal of Peasant Studies*, 38(1), 109–144. <https://doi.org/10.1080/03066150.2010.538578>
- Ilieva, R. T., Cohen, N., Israel, M., Specht, K., Fox-Kämper, R., Fargue-Lelièvre, A., Poniży, L., Schoen, V., Caputo, S., Kirby, C. K., Goldstein, B., Newell, J. P., & Blythe, C. (2022). The Socio-Cultural Benefits of Urban Agriculture: A Review of the Literature. *Land*, 11(5), Article 5. <https://doi.org/10.3390/land11050622>
- INGE e.V. (o. J.). *Konzept*. <https://inge-garten-giessen.de/konzept/> (12. Dezember 2025)
- International Cooperative Alliance (o. J.). *Cooperative identity, values & principles*. <https://ica.coop/en/cooperatives/cooperative-identity> (10. Februar 2026)
- Jarosz, L. (2008). The city in the country: Growing alternative food networks in Metropolitan areas. *Journal of Rural Studies*, 24(3), 231–244. <https://doi.org/10.1016/j.jrurstud.2007.10.002>
- Kropp, C. (2018). Urban Food Movements and Their Transformative Capacities. *The International Journal of Sociology of Agriculture and Food*, 24(3). <https://doi.org/10.48416/ijraf.v24i3.6>
- Kruse, J. (2014). *Qualitative Interviewforschung: Ein integrativer Ansatz* (2. Auflage). Beltz Juventa.
- Mayring, P., & Fenzl, T. (2022). Qualitative Inhaltsanalyse. In N. Baur & J. Blasius (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung* (S. 691–706). Springer Fachmedien. https://doi.org/10.1007/978-3-658-37985-8_43
- Moon, S. (2022). Women’s food work, food citizenship, & transnational consumer capitalism: A case study of a feminist food cooperative in South Korea. *Food, Culture & Society*, 25(3), 449–467. <https://doi.org/10.1080/15528014.2021.1892255>
- Morrow, O., Veen, E. & Wahlen, S. (2023). A critical reparative approach towards understanding community food initiatives. In *Community Food Initiatives*, 1–16. <https://doi.org/10.4324/9781003195085-1>
- Phillips, R. (2012). Food Cooperatives as Community-Level Self-Help and Development. *International Journal of Self Help and Self Care*, 6(2), 189–203. <https://doi.org/10.2190/SH.6.2.f>

- Renting, H., Marsden, T. K., & Banks, J. (2003). Understanding Alternative Food Networks: Exploring the Role of Short Food Supply Chains in Rural Development. *Environment and Planning A: Economy and Space*, 35(3), 393–411. <https://doi.org/10.1068/a3510>
- Renting, H., Schermer, M., & Rossi, A. (2012). Building Food Democracy: Exploring Civic Food Networks and Newly Emerging Forms of Food Citizenship. *The International Journal of Sociology of Agriculture and Food*, 19(3), 289–307. <https://doi.org/10.48416/ij saf.v19i3.206>
- Rosol, M. (2006). *Gemeinschaftsgärten in Berlin: Eine qualitative Untersuchung zu Potenzialen und Risiken bürgerschaftlichen Engagements im Grünflächenbereich vor dem Hintergrund des Wandels von Staat und Planung*. Mensch-und-Buch-Verlag.
- Rosol, M. (2023). Good food for all? Navigating tensions between environmental and social justice concerns in urban community food initiatives. In *Community Food Initiatives*, 77–97. <https://doi.org/10.4324/9781003195085-6>
- Simmons, R., & Birchall, J. (2008). The role of co-operatives in poverty reduction: Network perspectives. *The Journal of Socio-Economics, Special Issue: Cooperatives and the Economy*, 37(6), 2131–2140. <https://doi.org/10.1016/j.socec.2008.04.016>
- Sumner, J., McMurtry, J. J., & Renglich, H. (2014). Leveraging the Local: Cooperative Food Systems and the Local Organic Food Co-ops Network in Ontario, Canada. *Journal of Agriculture, Food Systems, and Community Development*, 4(3), 47–60. <https://doi.org/10.5304/jafscd.2014.043.004>
- Tooze, A. (2022, Juli 15). Krisenzeiten: Kawumm! *Die Zeit*. <https://www.zeit.de/2022/29/krisenzeiten-krieg-ukraine-oel-polykrise> (08. September 2025)
- Tregear, A. (2011). Progressing knowledge in alternative and local food networks: Critical reflections and a research agenda. *Journal of Rural Studies, Subjecting the Objective–Participation, Sustainability and Agroecological Research*, 27(4), 419–430. <https://doi.org/10.1016/j.jrurstud.2011.06.003>
- Wakefield, S., Yeudall, F., Taron, C., Reynolds, J., & Skinner, A. (2007). Growing urban health: Community gardening in South-East Toronto. *Health Promotion International*, 22(2), 92–101. <https://doi.org/10.1093/heapro/dam001>

Winkler, B., Maier, A., & Lewandowski, I. (2019). Urban Gardening in Germany: Cultivating a Sustainable Lifestyle for the Societal Transition to a Bioeconomy. *Sustainability*, 11(3), Article 3. <https://doi.org/10.3390/su11030801>

Zitcer, A. (2015). Food Co-ops and the Paradox of Exclusivity. *Antipode*, 47(3), 812–828. <https://doi.org/10.1111/anti.12129>

Anhangsverzeichnis

Anhang 1: Interviewleitfaden	V
Anhang 2: Codierleitfaden mit Haupt- und Subkategorien	VII

Anhang 1: Interviewleitfaden

Einleitung

Vielen Dank nochmal, dass du dir Zeit für dieses Gespräch nimmst und mir mit meiner Abschlussarbeit hilfst. Mich interessiert jetzt vor allem, wie du das Gartenprojekt erlebst und ob es deinen Alltag, besonders rund um die Themen Ernährung und Nachhaltigkeit, beeinflusst. Grundsätzlich gibt es da keine richtigen oder falschen Antworten; mich interessiert, wie du persönlich Dinge wahrnimmst. Ich würde dann gleich die Aufzeichnung des Interviews starten, du bleibst dabei anonym und deine Daten werden nur für meine Arbeit verwendet. Wenn du zwischendurch Fragen hast oder etwas nicht beantworten möchtest, sag einfach kurz Bescheid, das ist gar kein Problem.

Block 1: Einstieg, Hintergrund und Projektbezug

Erzähl mir erstmal ein bisschen was über dich und deinen Alltag. Wie wohnst du und was isst du gerne? Wie bist du auf das Gartenprojekt aufmerksam geworden und seit wann bist du dabei?

Was hat dich damals motiviert mitzumachen und welche Bedeutung hat es heute für dich?

Block 2: Ernährungs- und Konsumpraktiken im Zeitverlauf

Wie sah deine typische Woche rund ums Thema Essen oder eine typische Esssituation vor der Teilnahme am Gartenprojekt aus? Wie würdest du deinen Umgang mit Ernährung heute beschreiben?

Gab es bestimmte Gewohnheiten beim Einkaufen, Kochen oder im Umgang mit Lebensmitteln? Gibt es neue Praktiken oder Routinen, die durch das Gartenprojekt dazugekommen sind, auch in Bezug auf Reste und Food Waste? Hast du das Gefühl, dass sich deine Einstellung zu Essen oder Ernährung verändert hat? Welche Rolle spielen für dich saisonale oder regionale Produkte? Hast du vielleicht mittlerweile auch eigene Anbauprojekte zuhause?

Block 3: Projektpraxis im Garten und Positionierung

Wie erlebst du deine Rolle im Gartenprojekt und was machst du dort konkret?

Wie oft bist du vor Ort? Machst du lieber Team- oder Einzelarbeit? Gibt es Tätigkeiten, mit denen du dich besonders identifizierst oder die du besonders magst?

Block 4: Gemeinschaft, Rollen und Austausch

Wie erlebst du die Gruppe und das Miteinander im Gartenprojekt? Berichte gerne von einem Moment, in dem Gemeinschaft spürbar war.

Hast du neue Kontakte oder Freundschaften entwickelt? Wie findet ein Austausch (über Rezepte, Wissen, Werte, etc.) zwischen den Teilnehmenden statt? Gibt es gemeinsame Rituale, Regeln oder auch Konflikte und Spannungen?

Block 5: Deutung und Ausblick

Welche Bedeutung hat das Gartenprojekt für dich im Hinblick auf Nachhaltigkeit und deinen Alltag?

Hat sich dein Blick auf Nachhaltigkeit verändert? Welche Aspekte von Nachhaltigkeit sind dir besonders wichtig geworden (z.B. generelles Umweltbewusstsein, ressourcenschonendes Verhalten, Ernährung)? Woran stößt das Gartenprojekt aus deiner Sicht an Grenzen, welche Herausforderungen gibt es? Welche Wünsche oder Vorstellungen hast du für die Zukunft des Projekts (Verbesserungen, Gemeinschaft, deine Rolle)?

Abschluss

Gibt es etwas, das wir noch nicht angesprochen haben, was dir aber noch wichtig ist zu Erzählen?

Danke dir fürs Teilen deiner Erfahrungen. Wenn du magst, kann ich dir später auch gern die Ergebnisse meiner Arbeit schicken.

Anhang 2: Codierleitfaden mit Haupt- und Subkategorien

Hauptkategorie 1: Rahmen der Teilnahme				
Code	Subkategorie	Definition	Ankerbeispiel	Anzahl
1a	Erstmotivation zur Teilnahme	<ul style="list-style-type: none"> - Beweggründe für den Einstieg ins Gartenprojekt - äußere Anlässe (z. B. Studium, Freund*innen, politische oder ökologische Motive) - Interessen oder Erwartungen, Zugang ins Projekt 	„[...] weil ich mir das unbedingt auch vorgenommen hatte fürs Studium, irgendwo wieder was ein Gemüsebeet zu haben [...]“. (B4, 79-80)	20
1b	Persönlicher Bezug zum Projekt und subjektive Bedeutung	<ul style="list-style-type: none"> - emotionale oder identitätsbezogene Bezüge - subjektive Bedeutung und Stellenwert des Projekts im Alltag 	„Und weil ich schon in meiner Kindheit und Jugend zuhause gegärtnert hab [...]“. (B4, 77-78)	35
1c	Regelmäßigkeit der Teilnahme	<ul style="list-style-type: none"> - Angaben zur Häufigkeit und Intensität der Teilnahme - zeitliche Ressourcen und Verfügbarkeit - Veränderungen der Teilnahmefrequenz 	„[...] ich bin mittlerweile, also im Moment bin ich auf jeden Fall, also schon ziemlich regelmäßig da. Also fast jede Woche.“ (B1, 541-542)	12

Hauptkategorie 2: Ernährungs- und Konsumpraktiken im Zeitverlauf				
Code	Subkategorie	Definition	Ankerbeispiel	Anzahl
2a	Ernährungspraxis vor der Teilnahme	<ul style="list-style-type: none"> - Beschreibungen früherer Ernährungs- und Einkaufsgewohnheiten - Routinen, Prioritäten und Selbstverständnisse vor Projektbeginn 	„[...] es war schon vor dem Garten so, dass ich da so auf regional und saisonal geachtet habe. Und genau, ich bin vegan [...].“ (B3, 347-348)	25
2b	Veränderungen der Ernährung/aktuelle Ernährung im Alltag	<ul style="list-style-type: none"> - wahrgenommene Veränderungen seit der Teilnahme - neue Routinen, Reflexionen oder Praktiken - veränderte Einstellungen zu Lebensmitteln 	„[...] mittlerweile auch mehr aus der Region [...].“ (B2, 233-234)	56
Hauptkategorie 3: Projektpraxis und eigene Positionierung				
Code	Subkategorie	Definition	Ankerbeispiel	Anzahl
3a	Konkrete Tätigkeiten/Ereignisse im Gartenprojekt	<ul style="list-style-type: none"> - Beschreibungen praktischer und organisatorischer Arbeiten/Prozesse - Gruppen- und Einzeltätigkeiten 	„[...] heute hab ich auch geholfen, Sträucher zu pflanzen.“ (B2, 587)	32
3b	Wahrnehmung der (eigenen) Rolle(n)	- Selbstbeschreibungen der Position im Projekt	„[...] richtig typische Rolle habe ich jetzt nicht.“ (B3, 638)	54

		<ul style="list-style-type: none"> - wahrgenommene Verantwortung oder Zugehörigkeit - struktureller Aufbau des Projekts - Bezug auf Rollenentwicklungen, die aus der Projektpraxis hervorgehen (z. B. berufliche Orientierung, persönliche Entwicklung) 		
3c	Wandel des Projekts über die Zeit	<ul style="list-style-type: none"> - Wahrnehmungen von Veränderungen im Projekt - strukturelle, soziale oder organisatorische Entwicklungen - Vergleiche zwischen früher und heute 	„[...] wir haben auch vorher schon immer so eventmäßig eher gekocht. Aber seit [Name] hier regelmäßig dabei ist, kochen wir auch regelmäßiger so.“ (B1, 750-752)	25
3d	Zukunftsausblick und Grenzen	<ul style="list-style-type: none"> - Erwartungen, Hoffnungen und Wünsche - wahrgenommene Herausforderungen und Grenzen - Einschätzungen zur Zukunftsfähigkeit, geplante Entwicklungen - Bezug auf politische, institutionelle oder gesellschaftliche Rahmenbedingungen 	„[...] weiterhin mit so Organisationen wie jetzt hier BUND oder so zusammenarbeiten, ja.“ (B3, 1246-1247)	47

Hauptkategorie 4: Gemeinschaft und soziale Beziehungen				
Code	Subkategorie	Definition	Ankerbeispiel	Anzahl
4a	Soziale Interaktionen und Austausch	<ul style="list-style-type: none"> - konkrete Formen des Miteinanders - Austausch von Wissen, Hilfe oder Ressourcen - gemeinsame Aktivitäten (z. B. Gärtnern, Kochen, Treffen) - Frage: was passiert? 	„Weihnachtsfeier machen wir auch immer [...] in der Gruppe.“ (B2, 800-801)	53
4b	Erleben von Gemeinschaft	<ul style="list-style-type: none"> - subjektive Wahrnehmungen von Gemeinschaft - Gefühle von Zugehörigkeit, Verbundenheit oder Solidarität - Reflexionen über das soziale Miteinander - Frage: wie fühlt sich das an? 	„[...] immer total toll, einfach hier gemeinschaftlich zu sitzen, so, und zu essen und sich aufzuwärmen und zu quatschen.“ (B1, 735-736)	49
4c	Spannungen und Konflikte	<ul style="list-style-type: none"> - Herausforderungen im Miteinander (z. B. unterschiedliche Erwartungen, ungleiche Beteiligung, Kommunikationsprobleme) - strukturelle oder organisatorische Schwierigkeiten (z. B. Entscheidungsfindung, Verantwortlichkeiten, Verbindlichkeit) 	„Ja, du bist auch mehrere Jahre schon hier, also wenn du nicht, keine, Null Ahnung hast was gerade zu dieser Saison jetzt irgendwie ansteht, pff, finde ich es ein bisschen anstrengend“ (B6, 1807-1809)	8

Hauptkategorie 5: Nachhaltigkeit als Deutung und Praxis				
Code	Subkategorie	Definition	Ankerbeispiel	Anzahl
5a	Nachhaltigkeitsverständnis vor der Teilnahme	<ul style="list-style-type: none"> - frühere Vorstellungen von Nachhaltigkeit - Wissen, Werte oder Einstellungen vor Projektbeginn 	„Und so als Jugendlicher und in der Ausbildung war ich, glaub ich, gar nicht umweltbewusst.“ (B2, 1035-1036)	12
5b	Verändertes/aktuelles Nachhaltigkeitsverständnis	<ul style="list-style-type: none"> - Lernprozesse und Reflexionen - veränderte Perspektiven durch das Projekt - neue Bedeutungszuschreibungen - Teilen von eigenem nachhaltigkeitsbezogenem Wissen/Praktiken mit anderen 	„[...] durch den Garten habe ich das nochmal auf einem ganz anderen Level kennengelernt, weil, klar sagt man dann so, okay, ich will Dinge haben, die nicht so weit durch die Gegend geflogen werden.“ (B2, 1062-1064)	25
5c	Nachhaltigkeit im Projekt	<ul style="list-style-type: none"> - Wahrnehmung und Beschreibungen nachhaltiger Praktiken im Projekt - Bewertungen des Projekts als nachhaltige Praxis - nachhaltige Werte und soziale Gerechtigkeit 	„[...] wir achten natürlich auch darauf, dass wir Bio anbauen [...].“ (B3, 998)	44